

¶



Ernst Engelberg

**BISMARCK**  
STURM ÜBER EUROPA

herausgegeben und bearbeitet  
von Achim Engelberg

Pantheon

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

### Bildnachweis

AKG Images, Berlin: 225 links, 225 rechts, 569, 735 links, 836; Archiv des Autors: 19, 23 rechts, 45 links und rechts, 61, 84, 105, 125, 173, 258, 305, 317, 362, 365, 450 rechts und links, 451, 531, 625, 631, 817, 833, 835; BPK Berlin: 226 (Ad. Braun Cie), 386 (L. Haase Co.), 595 (Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg), 653, 673 links (Bayerische Staatsbibliothek/Franz Hanfstaengl), 759 (Geheimes Staatsarchiv, SPK/Bildstelle GSTA PK), 845 (Nationalgalerie, SMB/Jürgen Liepe); Deutsches Historisches Museum, Berlin: 333; Eastblock-world, Elmenhorst: 707; Getty Images, München: 299, 357, 475 (Hulton Archive); Interfoto, München: 541 (alba); Klaus Kirchner, Erlangen: 841; Süddeutsche Zeitung Photo, München: 23 links, 99, 673 rechts, 790, 811 (Scherl); Ullstein Bild, Berlin: 281 (adoc-photos/H. Lehmann), 349, 383, 407, 433 (adoc photos/Wilhelm Berendt), 498 (adoc photos/Carl Wigard), 507 (adoc photos/Otto Schliepmann), 735 rechts, 800 (Hugo Rudolphy); United Archives, Köln: 205 (Bridgeman); Wikipedia: 667, 675



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

### 4. Auflage

Copyright © dieser Ausgabe 2022 by Pantheon Verlag  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Copyright © 2014 by Siedler Verlag, München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München,  
unter Verwendung einer Vorlage von Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagmotiv: AKG Images, Berlin

Lektorat und Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Karten: Peter Palm, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-570-55289-6

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

# Inhalt

<b>KAPITEL 1</b>	
<b>Bismarcks Werden und Suchen</b>	9
Kindheit auf dem Lande und Schuljahre in der Residenz	9
Bismarcks Universitäts- und Referendarzeit	29
Ausbrechen aus der Enge	43
Aufs pommersche Land. Beruf ohne Berufung	59
Der Pietistenkreis in Pommern	76
<b>KAPITEL 2</b>	
<b>Im Kampf gegen die Revolution</b>	93
Vom Gutsherrn zum Politiker	93
Vermählung und erster Kampf im Landtag	109
Vor und nach dem März 1848	122
Für Wiedererstarken der Krongewalt und ihrer Armee, gegen liberale Mitregierung und demokratische Volksbewegung	150
Das Olmütz-Erlebnis: Vom preußischen Unionsversuch zum österreichisch-russischen Diktat	182
<b>KAPITEL 3</b>	
<b>Auf politischem Vorposten: Vor und nach dem Krimkrieg</b>	199
Endlich auf ureigener Berufsbahn	199
Erste Aktivitäten im Bundestag	207
Krisenbedrohter Konservatismus und Bismarcks taktische Überlegungen	222
Krimkriegserfahrungen	232
Bruch mit der Kamarilla	245
Grundzüge in Bismarcks Denken und Handeln	254
<b>KAPITEL 4</b>	
<b>Der Staatskrise entgegen: Als Gesandter in Reservestellung</b>	261
Der preußische Gesandte in Petersburg und der oberitalienische Krieg	261
Kontakte zu Männern des Nationalvereins	277
Rückkehr nach Petersburg. Erregendes Italien	284
Über den »Souveränitätsschwindel der deutschen Fürsten«	290
Um die Heeresvorlage. Bismarck fürs Kommende gerüstet	295

<b>KAPITEL 5</b>	
<b>Der Konfliktminister</b>	307
Preußischer Verfassungskonflikt und bundespolitischer Zwist	307
Die polnische Frage. Krieg um Schleswig-Holstein.	
Beginn der liberalen Wende	319
<b>KAPITEL 6</b>	
<b>Im Vorfeld der Revolution von oben</b>	329
Auseinandersetzungen in und mit den Parteien	329
Bismarcks Freiheit in der Gebundenheit	334
Das österreichische Lager in der Defensive	338
Die Volksbewegung: Preußen am Vorabend des Krieges	343
<b>KAPITEL 7</b>	
<b>Die Hegemonie Preußens</b>	355
Die Revolution in Kriegsform	355
Wandlungen im Innern	369
<b>KAPITEL 8</b>	
<b>Die Begründung des Norddeutschen Bundes</b>	381
Die Arbeit an der Verfassung. Der konstituierende Reichstag	381
Die Luxemburger Krise. Die Militärpolitik	392
<b>KAPITEL 9</b>	
<b>Der wirtschaftliche Fortschritt und die politischen Gegenströmungen</b>	401
Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes.	
Das Zollparlament	401
Die Partikularisten	406
Die sozialistische Linke	413
Die Zerreißprobe	417
<b>KAPITEL 10</b>	
<b>Der Krieg und die Reichsgründung</b>	435
Vom Beginn des Krieges bis zum Ende der Herrschaft Napoleons	435
Der französische Widerstand gegen die Annexionen	440
Bismarcks Streit mit dem Generalstab.	
Der Waffenstillstand und der Vorfriede	443
Die Gründung des preußisch-deutschen Reiches	450

<b>KAPITEL 11</b>	
<b>Epochenwechsel</b>	459
Friedensschlüsse und Pariser Kommune	459
Bismarck zu Hause	473
Des Kanzlers Macht und ihre Grenzen	483
Im Gründerrausch zur wirtschaftlichen Großmacht	497
Orientierung im europäischen Kräftefeld	507
<b>KAPITEL 12</b>	
<b>Staat und Kirche. Das disharmonische Zusammenspiel mit dem Liberalismus</b>	519
Die Entstehung des Konflikts	519
Die Konfliktzeit	526
<b>KAPITEL 13</b>	
<b>Mannigfache Krisen</b>	547
Der Gründerkrach	547
Die Militärfrage. Um ein Übereinkommen mit den Liberalen	552
Das prekäre Dreikaiserverhältnis	558
Kriegsgelärm und Bündnisängste im Frühjahr 1875	570
Lassalleianer und Marx-Anhänger vereint gegen Bismarck	578
<b>KAPITEL 14</b>	
<b>Kriegswolken aus dem Orient. Spannungen im Innern</b>	585
Der aufständische Balkan und die drei Kaisermächte	585
Der Russisch-Türkische Krieg und die Großmächte	596
Schritte und Wege zur innen- und wirtschaftspolitischen Wende	604
Der Berliner Kongress und das deutsch-österreichische Bündnis	621
<b>KAPITEL 15</b>	
<b>Der Umschwung in der Innen- und Wirtschaftspolitik</b>	635
Sozialistengesetz und Schutzzollgesetze	635
Bismarcks Kampf mit dem Parlament.	
Eine innenpolitische Niederlage	646
<b>KAPITEL 16</b>	
<b>Die Sicherheits- und Kolonialpolitik (1881 – 1885)</b>	657
Außenpolitische Erfolge. Auf dem Höhepunkt	657
Erschütterungen in der Familie	666
Beginn der kolonialen Expansion	676

<b>KAPITEL 17</b>	
<b>Die Sozialversicherung. Veränderungen in den Parteien</b>	687
Die Versicherungsgesetze – Bismarcks Lockungen	687
Neue Parteienkonstellationen	699
Immer wieder Streit mit dem Reichstag. Um den Arbeiterschutz	704
Die neue Industriewelt: Unternehmer und Erfinder	706
<b>KAPITEL 18</b>	
<b>Die Krise der Innen- und Außenpolitik</b>	711
Soziale Nöte und politische Repressionen	711
Polenpolitik und Rückzug aus dem Kulturkampf	713
Die bulgarische Krise im internationalen Spannungsfeld und der Zerfall des Dreikaiserbündnisses (1885/86)	721
Das Heer im politischen Kräftespiel. Der Kartellreichstag	737
Der Rückversicherungsvertrag.	
Gegen Präventivkrieg und Revolutionsgefahr	746
<b>KAPITEL 19</b>	
<b>Bismarcks Herrschaft im Niedergang</b>	757
Der Kanzler im Dreikaiserjahr	757
Schriftsteller in Opposition. Arbeiterbewegung im Erstarken	769
Um die Außenpolitische Perspektive	779
Zerfall und Verlust der Macht	786
<b>KAPITEL 20</b>	
<b>Rastlos im Ruhestand</b>	801
Vom Regieren zum Frondieren	801
Gäste, Gespräche, Gewohnheiten	808
Veränderungen in Ökonomie und Politik	819
Die französisch-russische Entente. Fragen der Abrüstung	822
Warnungen und Spannungen. Die Reise nach Wien	826
<b>KAPITEL 21</b>	
<b>Ein Leben erlischt – ein Zeitalter geht zu Ende</b>	837
Abschiednehmen	837
Vertanes Erbe	840
<b>Nachwort des Herausgebers</b>	847
<b>Personenregister</b>	853

## KAPITEL 1

# Bismarcks Werden und Suchen

### Kindheit auf dem Lande und Schuljahre in der Residenz

Lange und sehr verschiedenartige Traditionen waren es, mit denen sich der am 1. April 1815 als viertes Kind des Gutsbesitzers Ferdinand von Bismarck und seiner Frau Wilhelmine (geb. Mencken) in Schönhausen bei der Elbe geborene Otto von Bismarck auf seinem Lebensweg auseinanderzusetzen hatte: Er war väterlicherseits Sprössling eines alteingesessenen Adelsgeschlechts der Altmark, mütterlicherseits Abkomme einer Familie von Gelehrten und hohen Beamten. Gleichzeitig ward Otto von Bismarck an der Wende eines Zeitabschnitts geboren: Die napoleonischen Erschütterungen und Kriege gingen zu Ende; sein Geburtstag fiel in jene hundert Tage, da Napoleon, der Insel Elba entflohen und nach Paris zurückgekehrt, noch einmal versuchte, seine Herrschaft Frankreich und Europa aufzuzwingen. Der diktatorische Erbe der großen Französischen Revolution und Herrscher über die deutsche Nation scheiterte endgültig just im Frühsommer 1815, da Otto von Bismarck, der spätere königlich-preußische Testamentsvollstrecker der Revolution von 1848 und ihrer nationaldeutschen Forderungen, die ersten Lebenswochen verbrachte.

Im Geburtsjahr des preußischen Junkerssohns war das europäische Staatsensystem entsprechend der Veränderung in den Kräfteverhältnissen zwischen den Klassen und Staaten neu zu gestalten. Das war die Aufgabe des vom September 1814 bis Juni 1815 tagenden Wiener Kongresses.

Zur territorialen und politischen Neuregelung in Europa gehörte auch die innerhalb Deutschlands.

England war der Hauptsieger in dem Jahrhundertkampf, der 1688 nach der Glorious Revolution begonnen, 1763 die Hegemonie der Bourbonen überwunden und mit der Niederwerfung Napoleons geendet hatte. England stärkte seine Stellung als erste Industrie- und Kolonialmacht Europas. Österreich zog sich vom Rhein zurück, nicht allein durch die Preisgabe Belgiens, sondern auch des Breisgaus, und baute dafür in Venetien seine italienische Stellung aus; Österreich wurde stärker als vorher eine Süd-, Ost- und Donau-macht, ohne auf hegemoniale Aspirationen in Deutschland zu verzichten. Russland rückte durch die Annexion von Zentralpolen weiter nach Westen vor. Frankreich, wo das bourbonische Königtum wieder eingesetzt wurde,

verlor nur Savoyen und Nizza, behielt jedoch Elsass und Lothringen. Preußen schließlich konnte sich zwar halb Sachsen, die Rheinprovinz und Westfalen einverleiben, aber sein Territorium blieb nach wie vor unzusammenhängend, durch Hannover und Hessen-Kassel getrennt.

In der Reichsgründungszeit hatte sich Otto von Bismarck nahezu mit all diesen territorialen Regelungen, die in seinem Geburtsjahr getroffen wurden, direkt oder indirekt auseinanderzusetzen, erst recht mit dem in Wien abgeschlossenen Bundesvertrag. Dieser war eine einzige Desavouierung aller nationalen Hoffnungen, da er weder eine Bundesregierung noch ein Bundesparlament brachte.

Das zentrale Organ des Bundes mit dem schönfärberischen Namen Bundestag und dem Sitz in Frankfurt am Main war eine Konferenz von Gesandten, die an die Instruktionen ihrer Regierungen gebunden waren. Die Souveränität der deutschen Fürsten, Ergebnis eines halben Jahrtausends deutscher Geschichte, war geblieben.

Auf der Protagonistenebene des Wiener Kongresses waren die nationalpolitischen Gegensätze in Freiherrn vom Stein und Staatskanzler Metternich personifiziert. Metternich siegte über Stein, weil er sich sowohl auf die partikularistische Niedertracht ehemaliger Rheinbundstaaten wie Bayern und Württemberg, der stabilsten Hinterlassenschaften Napoleons auf deutschem Boden, als auch auf das Interesse der Großmächte an einem schwachen Deutschland verlassen konnte.

War Metternich der Planer und Gründer des antinationalen Fürstenbundes, genannt Deutscher Bund, so machte sich Zar Alexander daran, politisch das Zusammenwirken der Monarchien, insbesondere Mittel- und Osteuropas, zu fördern und diese ideologisch vom aufgeklärten Absolutismus mit seiner auch für die Monarchen gültigen Vertragslehre abzubringen. Stattdessen wollte er die Lehre vom Gottesgnadentum und von der Legitimität neu beleben und begründen. Diese Prinzipien der zaristisch inspirierten Heiligen Allianz sollten die Monarchien gegen das bürgerliche Streben nach konstitutionellen Verfassungen und nationaler Staatenbildung geistig besser rüsten, als dies nach Meinung der Neo-Konservativen die Anpassung ans Aufklärerische vermochte. Die Heilige Allianz, deren Kern der russische Zar, der habsburgische Kaiser und der preußische König bildeten, schien fähig zu sein, Geist und Macht der kommenden Jahrzehnte zu bestimmen. Tatsächlich vermochte sie es aber nicht, trotz der Karlsbader Beschlüsse mit ihrer Vorzensur, dem Verbot der Burschenschaften, der Entlassung unliebsamer Lehrkräfte wie etwa Ernst Moritz Arndt und der Überwachung der Universitäten. So wie in dem antinapoleonischen Unabhängigkeitskrieg Reaktionäres mit dem Streben nach preußisch-deutscher Regeneration zusammenwirkten, so war der Rückschritt der

von der Heiligen Allianz geprägten Restaurationsperiode gepaart mit dem Fortschritt, der sich ökonomisch-sozial, geistig und politisch auf die bürgerliche Nation hinbewegte.

Um in der revolutionär aufgewühlten Epoche, in die er hineinwuchs, eine Rolle spielen zu können, musste Otto von Bismarck sich zunächst und vornehmlich mit seiner eigenen Zeit auseinandersetzen; dennoch stellt sich auch die Frage nach den familiär überkommenen Traditionen, die er aufzunehmen, produktiv zu verarbeiten oder zu überwinden hatte. Die Hinterlassenschaften in Gestalt von Gutshäusern, Möbeln, Ahnenbildern und Grabsteinen, Dorfkirchen unter gutsherrlichem Patronat, Urkunden und schriftlichen Zeugnissen aller Art vermittelten die feudalen Ursprünge in Fülle. Mündliche Überlieferung mit ihrer merkwürdigen Mischung von Legendärem und Authentischem spielte in der Vorstellung der Adligen über Wert und Abfolge ihres Geschlechts eine große Rolle. Darüber hinaus nahm das Bewusstsein von Gesellschaft und Adel im Laufe des 19. Jahrhunderts ideologisch bestimmtere Konturen an und trug so zur schärferen Herausbildung des aristokratischen Standesbewusstseins bei.

Die Kinder aus der Ehe Ferdinand von Bismarcks mit Wilhelmine Mencken gehörten zu jenen Schichten, die die gesellschaftlichen und politischen Hauptstützen des altpreußischen Staates bildeten: Es waren die in ihren Gutsbezirken über die Bauern herrschenden Junker und die auf das Königtum unmittelbar eingeschwarenen Offiziere und Beamten; zwar fehlten Pastoren in der väterlichen und mütterlichen Geschlechterfolge, aber nicht Domherren und Senioren von Domkapiteln. Während die Geschichte der Menckens nur bis in das 17. Jahrhundert zurückzuverfolgen ist, kann man das Wirken der Bismarcks bereits im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts nachweisen.

Wenn jede Gegenwart zugleich das Vergangene in sich aufbewahrt, zuweilen mit sich herumschleppt, so war die Problematik der mit Bismarck verbundenen Reichsgründungszeit in besonderem Maße durch die der vorangegangenen Jahrhunderte mitbestimmt, vor allem durch die vom Ausland her begünstigte Verfestigung der mit Glaubensspaltung gepaarten Kleinstaatenrei. Wer in der Zeit des nationalstaatlichen Umbruchs Politik betreiben, ja nur mitreden wollte, hatte mit den überkommenen Beziehungen von Adel, Bauern, Städtebürgern und Landesfürsten untereinander, aber auch zu den europäischen Staaten und Völkern zu tun; nicht allein die Gegenwart, sondern auch eine lange Vergangenheit waren dazu angetan, dem handelnden Individuum sowohl subjektive Bindungen als auch objektive Zwänge aufzuwerlegen. Erst die Zusammenhänge von Vergangenem und Gegenwärtigem schaffen das jeweilige historische Milieu einer Nation und Region und sind mitbestimmend für die sozialen Beziehungen eines Individuums.

Für Bismarck war sein Geburtsjahr in doppeltem Sinne von gesellschaftlichem Gewicht: Einmal hat ihn jener in der Kindheit und Jugend vermittelte Erlebnisbereich der unmittelbaren Vergangenheit in hohem Maße geprägt, zum anderen wurde damals gesellschaftlich und staatlich der Rahmen und Inhalt für das geschaffen, was er in der Zukunft zu bewältigen hatte. Es konnte kaum anders sein, als dass der heranwachsende Knabe gleichsam Stück für Stück und mit den Jahren immer eindringlicher von all dem erfuhr, was Eltern, Verwandte, Freunde und Lehrer von ihrem Stand und Standort aus erlebt und verarbeitet hatten: Vom Vorfeld der großen Französischen Revolution bis zum Interventionskrieg der alten Mächte; vom Sonderfrieden Preußens 1795 bis zum Zusammenbruch der vom Alten Fritzen überkommenen Armee 1806; von den Bedrückungen der Fremdherrschaft bis zu den Taten und Opfern des Befreiungskrieges, aber auch von dem wenig heldenhaften Hin und Her des diplomatischen Spiels um die Siegesfrüchte Preußens.

Über die Grenzziehungen und Annexionen der großen und kleinen Länder Europas werden sich die Gemüter in der Familie Bismarck kaum erhitzt haben, nicht einmal über die Bildung des Deutschen Bundes, der nur ein loser, die Souveränität der deutschen Fürsten wahrender Staatenbund wurde. Interesse dürfte schon eher die Frage gefunden haben, ob Sachsen ganz oder teilweise von Preußen annexiert wird. Immerhin war seit dem November 1814 als Nachfolger des russischen Obersten Prendel Generalleutnant Friedrich von Bismarck, also »Onkel Fritz«, Stadtkommandant von Leipzig. Dort muss, te er mit dem der Familie wohlbekannten Sächsischen Kammerrat und Großbankier Frege zu tun haben, der als Mitglied des Rats der Stadt seit der Völkerschlacht verantwortlich für die Leipziger Lazarette war. Diese Beziehungen mögen erklären, warum Frege einer der Paten Otto von Bismarcks war, wenn auch im Taufregister der Schönhausener Dorf- und Herrschaftskirche vom 15. Mai als abwesend notiert. Es will so scheinen, als ob bereits an der Wiege Otto von Bismarcks die Diplomatie eine Rolle spielte – eine Diplomatie, die die Widersprüche zwischen aristokratisch-patrizischer Solidarität und staatlicher Interessenlage mitunter auszugleichen hatte.

Was Otto von Bismarck von seinen Eltern und Ahnen an körperlich-nervlicher Konstitution und charakterlicher Wesensart geerbt haben möchte, verband sich organisch mit der von ihm gleichsam eingesogenen Lebensatmosphäre der ganzen Familie, mit ihren ökonomisch-politischen Interessen, individuell und sozial bestimmten Empfindungen, Denk- und Lebensgewohnheiten, ihren gesellschaftlichen Konnexionen und zeitgeschichtlichen Verstrickungen.

Während der ersten zwei Jahrzehnte seines Lebens hatte Otto von Bismarck zwar viel Berührung mit dem Land, aber wenig mit seinem Geburts-

ort. Bereits im Frühjahr 1816 übersiedelte sein Vater Ferdinand von Bismarck mit der Familie nach Pommern in das neuerworbene Gut Kniephof, ohne Schönhausen aufzugeben. Wie überall tat man sich schwer hinsichtlich der Umwandlung der Besitz- und Nutzungsrechte der Bauern und Kossäten an ihren Grundstücken in ihr volles Eigentum und Ablösung ihrer Frondienste und Natural- wie Geldabgaben. Das relativ weitgehende Agrar-Edikt von 1811 wurde nie und nirgends angewandt, ja vielfach – wie interne Berichte zugeben – nicht einmal veröffentlicht. 1815 formell suspendiert und durch die Deklaration von 1816 ersetzt, also durch ein ganz neues Gesetz, das die Möglichkeit einer Eigentumsverleihung gegen Landabgabe an die Gutsherren auf die spannfähigen Bauern einschränkte. Erst das Gesetz vom März 1850 erklärte alle Bauern für regulierungsfähig.

Den Schwierigkeiten der Regulierungen und Separationen konnte ein Gutsherr in einem vielgliedrigen Dorf kaum ausweichen, wie dies in einer kleinen Siedlung möglich war. Anders als Schönhausen bestand Kniephof nur aus einem Herrensitz, dem Vorwerk und wenigen Feuerstellen. Das mag hinlänglich erklären, warum Ferdinand von Bismarck den pommerschen Besitz als Wohnsitz wählte und es seinem Inspektor Bellin überließ, mit den Bauern und ihren Streitereien an der altmärkischen Elbe fertig zu werden. Der neue Besitzer von Kniephof hatte das Gut von der Witwe seines Vetters mit den benachbarten Gütern Jarchlin und Külz samt totem und lebendem Inventar zu äußerst günstigen Bedingungen erworben. Zum lebenden Inventar gehörten – wie der schriftliche »Vergleich« auswies – dreißig Kühe und ein Bulle. Es war dafür eine Entschädigung von 890 Reichstalern ausgesetzt; als Gegenleistung für die Güter stipulierte der »Vergleich«, der eben kein Kaufvertrag war, die Verpflichtung, dass »der Herr Rittmeister von Bismarck aber ohne Verrechnung das Agio für das Geld und die Pfandbriefe«, die als Hypothek auf den Gütern eingetragen waren, übernahm; desgleichen sollte er »die Kriegs-Schäden aus dem Jahre 1807 und die Meliorationen vergüten«. Bemerkenswert ist noch, dass »als Beistand« dieses merkwürdigen Vergleichs Karl Wilhelm Zitelmann figurierte, ein Verwandter jenes gleichfalls aus Stettin stammenden Zitelmann, der in den 1850er Jahren Pressegehilfe und in den 1860er Jahren Chef des geheimen Nachrichtendienstes Otto von Bismarcks war. So gab es im vertraulichen Dunkel der Geschäfte eine gleichsam parallel laufende und zugleich aufsteigende Kontinuität von den Alten zu den Jungen. Vater Ferdinand jedenfalls, so simpel und phlegmatisch er sein mochte, bewies bei dieser Transaktion wie schon bei seiner Heirat zehn Jahre zuvor, dass er des Lebens günstige Gelegenheiten zu nutzen verstand; er konnte warten, bis die Umstände das Handeln erlaubten. Eine solche Eigenschaft sollte auch seinem Sprössling Otto später nicht fremd sein.

Die pommerschen Güter Külz, Jarchlin und Kniephof lagen im Abstand von etwa zehn Kilometern entlang einer Landstraße nordöstlich von Naugard. Im Eigentum ein und derselben Familie, wenn auch nicht immer der gleichen Familienmitglieder, unterstanden sie einer gemeinsamen Patrimonialgerichtsbarkeit und einem einzigen Kirchenpatronat, wobei die drei Güter in Jarchlin eingepfarrt waren, wo auch die alte, relativ kleine Kirche stand. Das nahe Naugard, Sitz des junkerlichen Landrats, des herrschaftlichen Justitiars und des ritterschaftlich beherrschten Kreistages, besaß nicht den patrizisch-bürgerlichen Charakter wie Tangermünde und Stendal, sondern war von Institutionen der Junker und ihren gesellschaftlichen Vorstellungen beherrscht.

Wollte man von Naugard aus das Bismarcksche Kniephof besuchen, stieß man zunächst auf Külz, wo eine doppelreihig mit Eichen bepflanzte Allee den Blick auf das Gutshaus zugleich freigab und begrenzte. Nach Kniephof hin zweigte von der Hauptstrecke eine auch mit Eichen umsäumte Straße ab, die zu zwei Dritteln aus einem gepflasterten Teil bestand, zu einem Drittel aus einem ungepflasterten, gleichsam danebenliegenden Weg, der Pferdehufen angemessen war. Kniephof war kein Dorf; da gab es nicht wie in Schönhauen Bauernhäuser und eine Dorfstraße, die sich da und dort verzweigte, keine trutzig-ehrwürdige Dorfkirche. Das Gutshaus war der bestimmende und beherrschende Teil des Fleckens. Eingangssäulen kurz vor seinem Hauptgebäude bildeten, wie übrigens auch in Külz, das Wahrzeichen herrschaftlichen Besitzes. Dem durch die Eichenallee auf das Herrenhaus Zufahrenden boten sich rechts die Wirtschaftsgebäude und Wohnungen der Gutsleute dar, links erstreckte sich der feudale Park- und Waldbesitz.

Der Herrensitz bestand aus einem Mittelbau von zwei Stockwerken und zwei einstöckigen Anbauten mit Dachstuben in den Seitengiebeln. Auf der Rückseite des Gutshauses befand sich eine Gartenstube mit Veranda. Im rechten Anbau wohnte die Dienerschaft in einfachen, geweißten Stuben. Der Hausflur war ziegelsteingepflastert, also weniger für den Empfang von Gästen vorgesehen, sondern zum Abstampfen von Acker-, Wald- und Stallstiefeln. Ausmaß und Einrichtung des Herrenhauses waren von solchem Zuschnitt, dass es niemandem in den Sinn kam, es als Schloss zu bezeichnen. Schon ein flüchtiger Vergleich lässt in Schönhauen das stattliche Dorf als relativ selbstständigen Teil erkennen, während in Kniephof alle Bauten dem Gut gehörten und auch räumlich dem junkerlichen Gutshaus zu- und untergeordnet waren. Das alles gibt eine ahnende Vorstellung vom pommerschen Patriarchalismus, von der materiellen Not und geistigen Erniedrigung des Hausgesindes und der Landarbeiter. Nur die fabrikähnliche Schnapsbrennerei – wie die meisten anderen Bauten ebenfalls rechtsseitig vor dem Gutshaus gelegen – wirkt etwas klotzig-befremdlich, als aufdringliches Zeichen willkommener Geld-

einnahmen und zugleich als Einbruch des Kapitalismus in den patriarchalisch verbrämten Feudalismus.

Für den heranwachsenden Otto von Bismarck hingegen wurde Kniephof für einige Jahre zum Knabenparadies. Pommern war es, das seinen Erlebnisbereich nachhaltig prägte, weitaus mehr als die Altmark. Immer galt seine größere Liebe jenem Flecken Erde, auf dem er in früher Ungebundenheit umherstreifen konnte. Auch der zum Manne gewordene Bismarck liebte den waldigen, leicht hügeligen Bereich um Kniephof herum weitaus mehr als die Flussniederungen bei Schönhäusen. Er mochte den schönen, in Wald übergehenden Kniephofer Park mit seinem in sanftem Bogen geschwungenen Weg, seinen Lichtungen, den Fischteichen und nicht zuletzt den alten Eichen. Alles bot zudem willkommene Gelegenheit zum Reiten und Jagen. Landschaft und Herrschaft waren hier in eins verwoben.

Ende 1821 nahte die Zeit, da der junge Otto die ländliche Idylle und häusliche Nestwärme mit der Erziehungsanstalt im fernen Berlin vertauschen musste. Der fast fünf Jahre ältere Bruder Bernhard war dort schon seit etwa einem Jahr in Vollpension untergebracht. Junkersöhne auf dem Lande einzuschulen konnte der Familie gar nicht in den Sinn kommen, dazu waren die dort vermittelten Kenntnisse zudürftig. Außerdem sollte sich ein junger Herr mit den Dorfjungen und -mädchen nicht so gemein machen beim Herumstreifen in Wald, Flur und Stallungen; erst recht aber gehörte er nicht mit ihnen in denselben Schulraum. Und was für Räume waren das, gerade in Pommern, wo es oft genug ein zähes Gefeilsche gab, wer denn den Bau der Schulbauten zu finanzieren oder für deren Instandhaltung aufzukommen habe. Es gab noch in den 1840er Jahren Gutsbesitzer, die allen Ernstes erklärten, sie würden wegen der Beisteuerung zu Schulkosten verschulden – worauf allerdings die Regierung antwortete, dass ihr bislang kein einziger derartiger Fall bekannt geworden sei. Ein entnervender Kleinkrieg war da selbst um die kleinsten Verbesserungen zu führen, etwa um das Ersetzen von Lehmböden durch Holzdielen in den Schulzimmern. Diese sollten nach dem Willen vieler Junker möglichst so geräumig sein, dass darin ein Lehrer »selbst 100 und mehr« Schüler unterrichten könne. Auf diese Weise sollte die »Unterhaltung mehrerer Schulklassen, und also mehrerer Schullehrer und deren Familien«, vermieden werden. Angesichts des pädagogischen Fortschritts und der Fülle des Unterrichtsstoffes erschien es den Bismarcks auch nicht mehr angängig, einen alles unterrichtenden Hauslehrer zu halten; vielmehr drängte die bildungsbeflissene Mutter Wilhelmine darauf, dass ihre Söhne in einer renommierten Schule der Residenz untergebracht würden. Dort hatten die Bismarcks ohnehin eine Stadtwohnung, die sie nach alter Gewohnheit im Winter aufsuchten.

Es war bekannt, dass die Schüler in der Anstalt des Pädagogen Johann Ernst Plamann nach Methoden Pestalozzis, verbunden mit eifriger Pflege des Turnens und körperlicher Abhärtung, bis zur Tertia-Reife des Gymnasiums unterrichtet wurden. Zu der Zeit, da der junge Otto von Bismarck Schüler in der Plamannschen Lehranstalt wurde, waren ihre berühmtesten Lehrer dort schon nicht mehr tätig: Christian Wilhelm Harnisch leitete von 1822 an in Weißenfels jenes Lehrerseminar, das den Namen »Das Schulmeisterhauptquartier« bekam; der Mathematiker, Kartograph und Mitbegründer des deutschen Turnens, Karl Friedrich Friesen, war als ein Führer der Lützowschen Freischar im März 1814 gefallen; der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn, als »Demagoge« verdächtigt und verhaftet, hatte eine Festungsstrafe abzusitzen. Nur Ernst Wilhelm Eiselen war noch als Mathematiker, Turn- und Fechtlehrer am Plamannschen Institut tätig, das er jedoch 1825 verließ, um eine eigene Turnanstalt, später auch für Mädchen, zu gründen.

In den Jahren unmittelbar nach dem Befreiungskrieg herrschte im Institut »ein Geist des frischesten Lebensmutes, der freudigsten Hoffnung, der hingebenden Vaterlandsliebe, der ungeheuchelten Gottesfurcht und Frömmigkeit und des wissenschaftlichen Lerneifers«, so schrieb der Nachfolger Friesens, Karl Friedrich von Klöden, in seinen Jugenderinnerungen. Doch je mehr die Reaktion in Staat und Gesellschaft an Boden gewann, desto mehr wurde bei Plamann Pestalozzis Methode, wahrscheinlich auch falsch verstanden, verselbstständigt und nicht mehr belebt durch die innere Begeisterung für menschlich-gesellschaftlichen Fortschritt und nationale Erneuerung. Gegen eine solche Erstarrung lehnten sich – allerdings vergeblich – die pädagogisch und wissenschaftlich ehrgeizigsten Lehrer auf.

Der alte Geist der Freudigkeit und des gegenseitigen Wohlwollens zwischen Lehrer und Direktor wie zwischen Lehrer und Schüler ging in den von Plamann immer unsachlicher geführten Auseinandersetzungen unter; an die Stelle der fast familiären Verbundenheit unter den Schülern trat eine rüde Art des Miteinanderumgehens, die als biedere Deutschtümelei hingenommen wurde. Wie die Methode des Unterrichts veräußerlichte sich auch die Ordnung des Instituts. Was dem Unterricht dienen sollte, wurde ein selbstständiger Wert, treudeutsch und bieder. Überdies ängstigte sich Plamann, ob er seine Lehranstalt noch lange aufrechterhalten könne. Das war die Lage, als der junge Otto von Bismarck ihr anvertraut wurde.

Schon der Tagesplan und das Ordnungsgebaren der Erziehungsanstalt spiegelten in manchem den Geist der Verhärtung und Existenzangst wider: Punkt 6 Uhr war Wecken; das Frühstück bestand aus Milch und Brot; um 7 Uhr sollten die Schüler mit einer religiösen Erbauung und einer Ansprache des Direktors auf die Lehrstunden eingestimmt werden; um 10 Uhr folgten

eine halbe Stunde Erholung und das zweite Frühstück, bestehend aus trockenem Brot; um 12 Uhr teilten die Frau Direktor Plamann und ihre Nichte jedem Lehrer und Schüler die ihnen zukommende Portion des Mittagessens selbst aus. Was der Reichsgründer Otto von Bismarck noch nach Jahrzehnten über das »künstliche Spartanertum« bei den Plamanns erzählte, ist so kräftig anschaulich und mit dem von anderen Mitgeteilten konform, dass man ihm glauben kann; immer habe es im Institut »elastisches Fleisch gegeben, nicht gerade hart, aber der Zahn konnte damit nicht fertig werden. – Und Mohrrüben – roh aß ich sie recht gern, aber gekocht und harte Kartoffeln darin, viereckige Stücke.« Das Abendbrot bestand in der Regel aus Warmbier oder belegten Butterbroten. Hungrig vom Schwimmunterricht, so erinnerten sich ehemalige Schüler Plamanns, hätten die Söhne wohlhabender Eltern nicht verschmäht, auf der damaligen Köpenicker Flur vom Feldhüter ein paar Kohlrabi zu erbetteln und sie gierig zu verschlingen. Niemals, so versicherte der alte Bismarck, habe er sich bei Plamanns satt gegessen.

Das Institut des immer griesgrämiger werdenden Plamann war in seiner Mischung von Strenge, Glauben und Knickerei ein christlich-germanisches Pädagogikunternehmen – eine zivile Kadettenanstalt, verwaltet nach Prinzipien ähnlich denen der alten Kompaniewirtschaft; die Verlust- und Gewinnrechnung wurde auf Kosten der ärmlich bezahlten Lehrer und der schlecht ernährten Schüler ausbalanciert. Der humane Geist eines Pestalozzi und der deutsch-patriotische Elan waren weitgehend einer altpreußischen Devise gewichen: Gelobt sei, was da hart macht! Diese sicherlich so nicht formulierte, aber energisch praktizierte Haltung schreckte die adeligen Gutsbesitzer jedoch nicht ab. In dem Institut fanden sich deshalb junge Herren ein wie die von Puttkamer, von Bredow und andere. Manche dieser Mitschüler kreuzten später die Wege Otto von Bismarcks und leisteten ihm bisweilen kleine Dienste.

An dem lebenslangen, aufrichtigen Groll Bismarcks gegen Plamanns Anstalt kann nicht gezweifelt werden. Zu dem Freund Robert von Keudell meinte er im Juni 1864: »Meine Kindheit hat man mir in der Plamannschen Anstalt verdorben, die mir wie ein Zuchthaus vorkam.« Bis zum sechsten Jahr wäre er in Kniephof fast immer in freier Luft oder in den Ställen gewesen. Nach dieser Ungebundenheit auf dem väterlichen Hof erschütterte die Berliner Pension das kindliche Gemüt: »Wenn ich aus dem Fenster ein Gespann Ochsen die Ackerfurche ziehen sah, mußte ich immer weinen vor Sehnsucht nach Kniephof«, so berichtete Bismarck weiter. »In der ganzen Anstalt herrschte rücksichtslose Strenge. ... Mit der Turnerei und Jahnschen Reminiszenzen trieb man ein gespreiztes Wesen, das mich anwiderte. Kurz, meine Erinnerungen an diese Zeit sind sehr unerfreulich. Erst später, als ich aufs Gymnasium und in eine Privatpension kam, fand ich meine Lage erträglich.«

Bismarck spitzte in seinen Lebenserinnerungen all seine Kindheitserfahrungen politisch zu, aber resümierte menschlich zurückhaltend. Die deutsch-nationalen Eindrücke, die er von Plamann mitbrachte, seien »im Stadium theoretischer Betrachtungen« geblieben und »nicht stark genug« gewesen, um »angeborene preußisch-monarchische Gefühle« auszutilgen. Hinzu kam, dass der Wert des bei Plamann vermittelten Wissens und Könnens im Hinblick auf die Vorbereitung für das Gymnasium gerade von Lehrern angezweifelt wurde. Wie dem auch sei, alle bildungsmäßigen Vorzüge im Unterricht wurden von der Aversion, die die Erziehungsmethode dem jungen Bismarck einflößte, so überschattet, dass sich im Verlauf seines Lebens nur die Schatten verlängerten.

Alle Bemühungen apologetischer Schriftsteller, das Plamannsche Institut nachträglich zu glorifizieren, als hätte sich dort die soldatische Natur Bismarcks entfaltet, treffen nicht dessen Empfindungsart, die sich stets militärischer Disziplinierung entzog. Da tönte es wenige Jahre später in einem Studentenbrief forsch und frei daher, er hätte »dem zuletzt ziemlich kategorischen Drängen« seiner Eltern, »Soldat zu werden, mit siegreicher Festigkeit widerstanden«. Die Legende von seiner frühmilitärischen Größe missbilligte Bismarck selbst; er wollte – wie Erich Marcks im Gespräch von ihm erfuhr – seine Schuljahre »nicht heroisiert« sehen. Nach dem Worturteil im Zeugnis über seinen Schulbesuch im Winter 1825/26 waren seine Leistungen, außer im Lernen der Geschichtszahlen, als gut anzusehen, aber er neige im Arbeiten, Denken und selbst im Turnen zur Übereilung. Sein »natürlicher Frohsinn« sollte ihn darüber wachen lassen, dass »jedes seine rechte Stelle habe, der Ernst bei der Arbeit, und die Fröhlichkeit im geselligen Leben«. Aus dem Jahre 1826 stammt ein vom Berliner Maler Franz Krüger angefertigtes Porträt Otto von Bismarcks. Wie es einem Plamannschüler geziemte, zeigte er sich im altdeutsch geschneiderten Schnürrock und Schillerkragen. Ein kecker Junge schaut da in die Welt, man glaubt ihm, dass er sich zu wehren weiß; seine Augen sind wach und klug, sein kritischer Blick ist auffallend und vom Maler als wesensbestimmendes Merkmal erfasst.

Man schickte damals angehende Offiziere erst mit fünfzehn Jahren aus dem Haus und möglichst in von Verwandten oder Bekannten befehligte Regimenter. Bismarck jedoch musste schon mit sechs Jahren in eine fremde Schule gehen. Möglicherweise begründete nicht zuletzt die allzu frühe und jahrelange Disziplinierung ohne häusliche Wärme das gestörte Verhältnis Bismarcks zu seiner Mutter, zumal diese nervöse, immer kur- und gesellschaftsbedürftige Dame ihren Jungen auch in den Ferien gern zu Onkel Fritz nach Templin bei Potsdam schickte, dorthin, wo heute das Forsthaus steht.

Ottos Bruder Bernhard gegenüber brachte es die Mutter im Frühjahr 1825 sogar fertig, Strafen anzudrohen, die ihren persönlichen erzieherischen



*Der elfjährige Otto von Bismarck.  
Das Gemälde von Franz Krüger entstand, nachdem dieser 1825  
preußischer Hofmaler geworden war.*

Einfluss noch mehr einschränkten. So schrieb sie: »Ich muß es dir vorher sagen, daß, wenn dein Zeugnis zu Michaelis nicht vorzüglich gut ausfällt, du für den kommenden Winter nicht bei uns wohnen und auch nur selten und nie ohne H. Plamanns Erlaubnis uns wirst besuchen dürfen.« Die sonst so Reisefreudige bemühte sich nicht um eine persönliche Aussprache mit dem Sohn, sondern verlangte von ihm, er solle auf ihren Anklagebrief »Punkt für Punkt« antworten. Fünf Jahre später legte sie in einem Ermahnungsbrieft ihr geistiges Credo ab: »Wer nicht mit dem Geiste lebt, wie soll der den Geist vervollkommen? Was Andere uns zu geben vermögen in dieser Art ist gering, nur unser eigenes Streben gewinnt uns diese Güter, sonst bleiben sie uns ewig tod.« Jede »geistige Anstrengung« zu scheuen, warf sie Bernhard vor, berief sich auf ihr »Recht auf seine herzliche Zuneigung« und schrieb über ihren ebenso sehnsgesuchsvollen wie resignierenden Ehrgeiz: »... ich dachte es mir als das größte Glück für mich, daß ich erreichen könnte, einen erwachsenen Sohn zu haben, der unter meinen Augen gebildet mit mir übereinstimmen würde, aber als Mann berufen wäre viel weiter in das Reich des Geistes einzudringen, wie es mir als Frau vergönnt ist. Ich freute mich auf den Austausch der Ideen, die wechselseitige Anregung, die ein geistiges Streben giebt, und das befriedigende Gefühl, solche Genüsse im Umgang mit meinem Sohn zu finden, der meinem Herzen schon durch das Band der Natur am nächsten war und womöglich mehr noch durch die Verwandtschaft des Geistes sich mir nähern sollte. Die Zeit, die diese Erwartungen erfüllen sollte ist da, aber sie selbst sind verschwunden, und leider muß ich mir sagen, für immer.«

Alle diese vorwurfsvollen, bitteren und letztlich erfolglosen Beschwörungen offenbarten das Unvermögen der Mutter, den Geist mit dem tätigen Leben zu verbinden und die andere Wesensart der Söhne zu erkennen. Mit den Erwartungen der bildungsbeflissensten Tochter eines ebenso höfisch wie intellektuell gewandten Vaters wollte sie Kinder haben, die sich in gehobenen Sphären der Gesellschaft um ihren Platz bemühten. Doch selbst Otto, begabter und sensibler als Bernhard, war von Natur aus schon so früh geprägt, dass es ihm unmöglich war, sich vom Lebensnahen und Erdverbundenen zu entfernen und im Schöngestigten zu verlieren. Das Wesen ihrer Kinder missverstehend und Maßstäbe anlegend, die ihrer Art nicht entsprachen, wirkte die Mutter – aus der Ferne – mit lehrhafter Penetranz. Das ständige Mahnen ließ Herzenswärme trotz aller Beteuerungen mütterlicher Liebe vermissen. Das war es, worunter der junge Otto litt und wogegen er sich jungenhaft wehrte.

Um ein abgeklärtes Urteil bemüht, schrieb er später, im Februar 1847, an seine Braut Johanna über das Verhältnis zu seiner Mutter: »Sie wollte, daß ich viel lernen und werden sollte, und es schien mir oft, daß sie hart und kalt gegen mich sei: als kleines Kind haßte ich sie, später hinterging ich sie mit Falschheit und Erfolg.« Und wenn er versöhnlich gegenüber der Mutter konzidierte, »die mittelmäßigste Mutterliebe mit allen Beimischungen mütterlicher Selbstsucht« sei »doch ein Riese gegen alle kindliche Liebe«, so schrieb er auch zerknirscht an Johanna weiter: »Ich habe mich vielleicht nirgends schwerer versündigt als gegen meine Eltern, gegen meine Mutter aber über alles.« Wenn Bismarck seiner Mutter noch nachträglich das absprach, was der Berliner »Gemüt« nennt, dann stimmte dies mit dem Urteil einer Verwandten und Spielgefährtin seiner Jugend überein.

Zum Vater hatte der Sohn Otto noch am ehesten eine emotionale Bindung, denn Ferdinand von Bismarck war gutmütig, ließ den Jungen, wie dieser selbst schrieb, »nachsichtig gewähren« und kümmerte sich herzlich wenig um dessen geistige und seelische Entwicklung. Mit simplen, im eigenen Leben gewonnenen Erfahrungen wusste er zwar aufzuwarten, etwa, dass man sich das Geld nicht abborgen lassen solle, das mache nur Feinde. Aber außer der pragmatischen Forderung an die Söhne, sie möchten am Ende in einem rechten Beruf Fuß fassen – Otto zum Beispiel sollte vor der Übernahme der Güter das Assessorenexamen machen oder sonst die militärische Laufbahn einschlagen –, ließ Ferdinand von Bismarck die Söhne unbehelligt und die Erziehungsmethoden von seiner geistig regen Frau bestimmen.

Doch auch das Verhältnis Otto von Bismarcks zu seinem Vater war nicht unbelastet – es litt am Widerspruch zwischen emotionaler Bindung einerseits sowie Schamgefühl und verletztem Stolz andererseits, wenn der Vater sich

wieder einmal zu ungeschliffen benahm. So heißt es in dem erst 1968 ungekürzt veröffentlichten Brief vom 23. Februar 1847 an die Braut: »Meinen Vater liebte ich wirklich, wenn ich nicht bei ihm war, fühlte ich Reue über mein Benehmen gegen ihn, faßte ich Vorsätze, die wenig standhielten; denn wie oft habe ich seine wirklich maßlose, uninteressierte, gutmütige Zärtlichkeit für mich mit Kälte und Verdrossenheit gelohnt, und noch öfter aus Abneigung, die mir anständig erscheinende Form zu verletzen, ihn äußerlich geliebt, wenn mein Inneres hart und lieblos war über anscheinende Schwächen, deren Beurteilung mir nicht zustand und die mich doch eigentlich nur ärgerten, wenn sie mit Formverletzung verbunden waren. Und doch kann ich die Behauptung nicht zurücknehmen, daß ich ihm gut war im Grunde meiner Seele.« Das wirft in der Tat ein bezeichnendes Schlaglicht auf den Vater wie auf den Sohn. Otto von Bismarcks Formgefühl, das früh entwickelt war, reagierte äußerst sensibel auf des Vaters oft ungehobelte Art.

Das Urteil des Sohnes über seinen Vater wurde in schlichter Erzählung, ohne reflektierende Betrachtung von der Cousine Hedwig von Bismarck bestätigt, die in ihren Erinnerungen dem »Onkel Ferdinand« ein gutes Gedächtnis bewahrte: Er »hatte für uns immer ein freundliches Wort oder einen heiteren Scherz, besonders wenn Otto und ich auf seinen Knien ritten«. Sie erinnerte sich aber auch mit »gelindem Schauder« seiner unverblümten Äußerung, als er 1816 die pommerschen Güter Kniephof, Jarchlin und Külz nach dem Tode eines entfernten Verwandten erwarb; da meinte er, dass »ein kalter Onkel mit einer Gütersauce ein ganz annehmbares Gericht sei«. »Der gleichen drastische Äußerungen«, so fährt sie fort, »waren ihm überhaupt eigen, und er wurde oft damit geneckt, daß er in das Fremdenbuch eines Gasthofs unter die Rubrik ›Charakter‹ geschrieben hatte: ›niederträchtig.‹«.

Bei dem intellektuell und charakterlich ungleichen Elternpaar ermannte dem heranwachsenden Jungen Wesentliches: die mütterliche Wärme, die erst den tieferen Zugang zu Herz und Verstand des Kindes erschließt, und der väterlich-besonnene Ernst, der Rat und Achtung vermitteln kann.

Die wenigen schriftlichen Bemerkungen, die sich Ferdinand von Bismarck mitunter abrang, halten mit dem flüssigen Stil seiner Frau keinen Vergleich aus. In unfreiwilliger Komik schreibt er etwa: »Heute ist Ottos Geburtstag. Die Nacht ist uns ein schöner Bock krepirt. Welch niederträchtiges Wetter.« Otto von Bismarck urteilte daher später in seinem Werbebrief um Johanna von Puttkamer über sein Elternhaus mit gemessenem Abstand: »Ich bin meinem elterlichen Hause in frühster Kindheit fremd und nie wieder völlig darin heimisch geworden, und meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkt geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb.«

Von einer Bismarck-Biographie in die andere schleppte sich die vereinfachte, zu falschen Schlussfolgerungen führende Vorstellung, dass sich bei der Potsdamer Trauung der Eltern eine bürgerliche Demoiselle mit einem Mann aus märkischem Uradel verband; tatsächlich waren die Menckens so wenig bürgerlich selbstbewusst, dass sie nicht nur, wie manche Bürgerliche, ihr Kapital in Grundbesitz anlegen, vielmehr auch sozial in das Milieu des mit dem Absolutismus verbundenen Landadels eindringen wollten; andererseits trachteten die adeligen Bismarcks mit Hilfe der nicht-adligen Menckens danach, von der Aureole preußischen Königtums beschienen zu werden. Immerhin stand Louisens Mutter, die bis 1818 lebte, dem preußischen König so nahe, dass sie 1812 die Krongüter Königs Wusterhausen und Hohenlehmpe geplant und deren Verkauf an ihren Sohn und dessen Ernennung zum dortigen Oberamtmann bewirkt haben soll. Ferdinand von Bismarck ging mit Louise Wilhelmine Mencken keine Mesalliance ein, nicht einmal eine bloße Alliance, sondern eine soziale Symbiose: Der Gutsherr, der in Schönhausen nur Leutnant a. D. war, gewann mit dieser Heirat an sozialem Ansehen.

Die Ehe war zwar nicht sozial, aber sicher menschlich eine Mesalliance. Alle Indizien sprechen dafür, dass die Potsdamerin im Alter von siebzehn Jahren von ihrer höfisch liierten Familie gedrängt worden war, den fünfunddreißigjährigen Landjunker zu heiraten. Auch wenn Ferdinand alles andere als ein Tyrann war und seiner Frau in vieler Hinsicht freie Hand ließ, waren sein sozialer Umkreis und geistiger Horizont viel zu eng, als dass sie sich menschlich und geistig in dieser Ehe hätte entfalten können. Wilhelmine von Bismarcks Versuche, in der ihr nicht vertrauten Landwirtschaft verbessernd und erneuernd einzugreifen, scheiterten zudem kläglich an der Diskrepanz zwischen ihrem bildungsbeflissenem Wollen und ihrem tatsächlichen Können. Daher verirrte sich ihre intellektuelle Aufnahmefähigkeit schließlich in manche jener mystischen Vorstellungen, die der Restaurationszeit eigen waren. Je deutlicher sie mit den Jahren erkennen musste, dass ihr Bildungsideal von den Söhnen unerfüllt, ihr gesellschaftlicher Ehrgeiz unbefriedigt bleiben musste, desto bitterer wurde sie, desto mehr litt sie auch körperlich. In einem Brief an den Sohn Bernhard heißt es einmal, sie müsse ihre Gesundheit, die »ohnnehin genug durch den Kummer mancherlei Art« leide, vor schmerzlichen Szenen bewahren; das sagt wenig und doch genug über die Tragik ihres Lebens.

Otto von Bismarcks Kindheit war sicherlich nicht unglücklich, obgleich er im Beziehungsgefüge von Familie, Schule und Gesellschaft mancherlei Spannungen ausgesetzt war. Im gesellschaftlichen Leben jedenfalls war er so vorgeformt, dass das Bürgertum ihn nicht von seinen inneren Bindungen an die langen Traditionen des Junkerlebens und des Preußentums abbringen



*Ein gegensätzliches Paar: Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck (1771 – 1845) und Louise Wilhelmine, geb. Mencken (1789 – 1839), die Eltern Otto von Bismarcks.*

konnte. Eine jahrhundertealte Ahnenreihe, selbst wenn er sie im einzelnen nicht kannte, beeindruckte ihn, und was die Lebenden betraf, so gab es unter den Verwandten und Bekannten durchaus einige das kindliche Gemüt ansprechende Junker und Offiziere, vor allem den immer hilfsbereiten, erzählfreudigen Onkel Fritz, dessen Bildung nicht lebensfremd wie die der Mutter war, vielmehr aus dem reichen Erfahrungsschatz einer militärischen und politischen Karriere schöpfen konnte. Von des Onkels Wohnsitz aus, am Ufer des Templiner Sees gelegen, konnte der Junge die Nikolai-Kirche und die Dächer des Stadtschlosses von Potsdam sehen; es war, als ob sich auf diesem kleinen Erdenfleckchen die wesentlichen Herrschgewalten der preußischen Monarchie dem Auge darboten: königliche Nebenresidenz und junkerliches Land.

Nach den harten sechs Jahren bei Plamann kam für Otto von Bismarck auf den beiden Gymnasien in Berlin eine Schulzeit von lockerer Gangart. Von 1827 bis 1830 besuchte er das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in der Friedrichstraße, von 1830 bis 1832 das des Grauen Klosters in der Klosterstraße. Mühe haben diese beiden hohen Schulen ihm nicht gemacht, aber er hat sich auch nicht sonderliche Mühe gegeben. In jener Zeit war er im schönsten Flegelalter, in dem Reiten Spaß machte, zumal es entgegen dem stadtbürglerlichen Plamannschen Geräteturnen als ein freier, adelsgemäßer Sport empfunden wurde. Schließlich hatten gelegentliche Reitunfälle auch ihre schönen Seiten: Hinken nach einem Sturz vom Pferd galt als mannhaft und gab oft genug Vorwand für das Fernbleiben vom Schulunterricht. Darum hieß es im Entlassungszeugnis für den noch nicht siebzehn Jahre alten unter der Rubrik Fleiß:

»War zuweilen unterbrochen, auch fehlte seinem Schulbesuch unausgesetzte Regelmäßigkeit.«

Die mathematischen Kenntnisse des Schülers wurden nur als befriedigend beurteilt, merkwürdigerweise auch die in Geschichte und Geographie; hier war das Pauken der Geschichtsdaten offensichtlich die schwache Seite. Das Griechische schob er auch gerne von sich und bezeichnete es später als unnötig. Anders verhielt er sich gegenüber dem Latein, der europäischen Schlüsselsprache. Damals wurden die Schüler in antiker Geschichte lateinisch gefragt und mussten lateinisch antworten. Der junge Bismarck konnte dies geläufig in Wort und Schrift; in seine späteren Reden und Gespräche flocht er gerne lateinische Sentenzen und Wendungen ein. Was die neueren Sprachen betraf, so wurde ihm bezeugt, dass er »die französische und englische Sprache mit besonderem Erfolg« betrieben habe. Damit war die Grundlage dafür geschaffen, dass er als Erwachsener Französisch und Englisch völlig beherrschte; Russisch sprach er ausreichend, Italienisch und Polnisch leidlich und etwas Spanisch, Holländisch und Dänisch. Im Deutschen, so hieß es im Zeugnis, besaß er »eine sehr erfreuliche Gewandtheit«. Sie bildete er weiter aus, lesend, schreibend und durch empfindungsstarkes Beobachten im täglichen Leben, nicht zuletzt indem er sich das ländliche Vokabular in seiner drastischen Ausschaulichkeit aneignete; so wurde er zu einem glänzenden Stilisten. Es spricht für das hohe Niveau der Ausbildung und der Schüler in diesen Berliner Gymnasien, dass der angehende Studiosus Otto von Bismarck, den die Lehrer als einen »fähigen und wohlvorbereiteten Jüngling« ansahen, im Zensuren-durchschnitt beim Abitur nur der fünfzehnte unter achtzehn Schülern war.

Nach dem Leben im kasernenmäßigen Internat der Plamannschen Anstalt bot das private Wohnen während der Gymnasialzeit vom Herbst 1827 bis zum Frühjahr 1832 dem jungen Otto von Bismarck neue Voraussetzungen für jene menschlich-geistige Entwicklung, die ihm keine Schule vermittelnen konnte. Zunächst lebte Otto in der Berliner Stadtwohnung, die seine Eltern für sich und die Kinder in der Behrenstraße 53 unterhielten. Den Winter verbrachten sie dort alle zusammen; im Sommer, da sich die Eltern in Kniephof aufzuhalten wollten, wirtschafteten die Herren Söhne insofern allein, als sie nur von einer Haushälterin verpflegt und versorgt und jeweils von einem Hauslehrer recht und schlecht überwacht wurden.

Der alternde Friedrich von Bismarck, der pensionierte Generalleutnant und Templiner »Onkel Fritz«, wohnte während des Winters und im Frühjahr gleichfalls in der Behrenstraße 53, wurde dort im Kreise von Bruder, Schwägerin und Neffen versorgt und konnte diesen wiederum in seiner Eigenschaft als militärisch wie politisch verdienter General eine honorige Stellung in der offiziös-hauptstädtischen Gesellschaft verschaffen. Onkel Fritz leistete noch

andere Dienste in der hauptstädtischen Wohngemeinschaft. Da gab es manche Zusammenstöße zwischen der nervös unausgeglichenen Mutter und ihren mehr selbstbewussten als menschlich reifen Söhnen. Vater Ferdinand konnte da kaum etwas ausrichten, vielmehr musste sein Bruder Friedrich zwischen Mutter und Söhnen vermittelnd eingreifen. Im Dezember 1829, knapp vier Monate vor seinem Ableben, schrieb er an seine Neffen: Sie müssten ihren Platz für sich haben, nicht zu nahe der zarten, von Schlaflosigkeit geplagten Mutter, »zwei Nachbarn wie meine werten Neffen, mit Trompetenlungen und Posaunenstimmen, die nur sehr laut mit dem Vater sprechen können, die im Ulanenschritt gehen, von Ulanen usw. des Morgens besucht werden, die schon früh umherpoltern müssen ...«

Natürlich ging es hier nicht allein um das jugendliche Ungestüm, das die Ruhe der Mutter störte; es konnte gar nicht anders sein, als dass zwischen ihr und ihren Söhnen die alten Gegensätze in Lebensart und Geisteshaltung immer wieder aufbrachen. Friedrich von Bismarck starb in der Berliner Stadtwohnung seines Bruders am 2. April 1830, einen Tag nach dem Geburtstag des fünfzehn Jahre alt gewordenen Otto. Wenige Wochen danach zogen die Eltern nicht nur, wie alljährlich im Frühsommer, nach Kniephof, sondern gaben ganz und gar das Berliner Domizil auf. Sohn Bernhard studierte in Leipzig, Otto wurde als Pensionär bei Professor Prévost untergebracht und ein Jahr darauf im Hause von Dr. Bonnell, dem Direktor des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums.

Im Familienkreis der Berliner Stadtwohnung war »Onkel Fritz« moralisch-geistig die beherrschende Figur. Die Behrenstraße 53 besuchten die Prinzen Karl und Albrecht, ebenso der Erbgroßherzog Paul Friedrich zu Mecklenburg-Schwerin, auch Offiziere und »alte Herrn mit Ordenssternen«, natürlich auch Landjunker, die dann und wann in die Residenz kamen. Die Bismarcks wiederum waren zu Gast bei Soireen in Häusern hochgestellter Herrschaften, so auch beim erzkonservativen Innen- und Polizeiminister Schuckmann. Doch von den Hofgesellschaften schien die ehrgeizige Frau Wilhelmine ausgeschlossen; es fehlte ihr, mit spitzer Frauenzunge über sie gesagt, zweierlei: das »von – vor dem Namen und das ... noch wichtiger erklärte argent in der poche«. Otto von Bismarck hat nie berichtet, was ihm in der Familie von den Soireen und Besuchen zu Ohren kam. Bemerkenswertes scheint sich nicht im Gedächtnis festgesetzt zu haben, aber es müsste seltsam zugegangen sein, wenn der hellwache Junge nicht gesprächsweise einiges vom Gerede über den Hof, die Verwaltung, das Heer, über Avancement oder Zurücksetzung mitbekommen, nicht kritische Worte über Gesellschafts- und Staatszustände, auch hochgestellte Personen gehört hätte. Die Landjunker, die die Bismarcks in der Berliner Stadtwohnung aufsuchten, waren keineswegs immer hochgestimmt,

sondern murrten und knurrten herum, auch wenn es ihnen durchaus nicht so schlecht ging, wie sie vorgaben. In der Tat war das Umgehen mit den Bauern problematischer geworden; die betriebs- und marktwirtschaftlichen Fragen komplizierten sich zusehends. Mit Geld gingen die Adligen seit Jahrhunderten um, aber jetzt erhielt es eine bedrohliche, fast das ganze Leben beherrschende Gewalt. Die Bürger drangen in alle Poren der Gesellschaft ein, erschlichen sich auch manche Positionen im Staat und zersetzen ihn zudem mit ihren letzten Endes immer noch aufklärerischen Ideen.

Wie konnte es anders sein, als dass die engere und weitere Familie dem jungen Otto im aufnahmefähigen Alter von zehn bis fünfzehn Jahren von der dramatisch zugespitzten Zeitgeschichte mehr vermittelte, als es die Schule je tun konnte und wollte. Diese brachte ihm etwa über den Befreiungskrieg in präzeptorhafter Weise bei: »Der König rief und das Volk stand auf«; die Soldaten marschierten, die Feldherren lenkten und mit ihnen der liebe Gott, die Schlachten tobten und alle siegten über das napoleonische Ungeheuer, den »Unüberwindlichen«, wie es noch 1812 hieß. Es waren verschiedene Kanäle, über die Otto von Bismarck eingehender erfuhr, was nicht nur auf offener Szene der Weltgeschichte, sondern auch hinter den Kulissen vor sich gegangen war und ging, wie in aristokratischer Kumpanei Konnexionen geschaffen, zerrissen und wieder geknüpft wurden, wie im stillen mit und ohne Augenzwinkern verhandelt und gehandelt wurde. Darum darf man dem alten Bismarck glauben, wenn er in seinen Erinnerungen schrieb, dass er mit siebzehn Jahren von den historisch gewordenen Lebensverhältnissen »mehr zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte als die meisten jener durchschnittlich älteren Studenten«.

Bei aller ironischen Distanz zum Leben und Treiben um ihn herum festigte sich Ottos aristokratisches Lebensgefühl. Andererseits gab es in seiner intellektuellen Physiognomie manche Züge, die nicht recht übereinstimmten mit dem, was sich in der Geistesverfassung der preußischen Gesellschaft seit der sogenannten Restaurationszeit entwickelt hatte und weiter entwickelte. So ließ der junge Bismarck den Religionsunterricht und mit sechzehn Jahren die Konfirmation durch keinen Geringeren als Friedrich Schleiermacher über sich ergehen, doch nach reiflicher Überlegung unterließ er dann das abendliche Gebet »wissentlich« über ein Jahrzehnt lang.

Viele Gebildete der alten Generationen wussten die ersten Sätze von Bismarcks »Erinnerung und Gedanke« auswendig dazheruzusagen: »Als normales Produkt unsres staatlichen Unterrichts verließ ich 1832 die Schule als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei, und mit Nachdenken über die Ursachen, welche Millionen von Menschen bestimmten könnten, Einem dauernd

zu gehorchen, während ich von Erwachsenen manche bittre oder geringschätzige Kritik über die Herrscher hören konnte.« Aber die verschiedenen Einflüsse »waren nicht stark genug, um angeborne preußisch-monarchische Gefühle auszutilgen. Meine geschichtlichen Sympathien blieben auf Seiten der Autorität. Harmodius und Aristogiton sowohl wie Brutus waren für mein kindliches Rechtsgefühl Verbrecher und Tell ein Rebell und Mörder.« Der alte Bismarck mochte das, was der junge gefühlt und gedacht hatte, mit einiger Übertreibung gekennzeichnet haben – aber es war im Blick auf eine skeptische Grundhaltung doch richtig. Nur schien er den Einfluss der Schule zu überhöhen. Ein solch »normales Produkt« des »staatlichen Unterrichts«, wie er dies in den 1890er Jahren politisch zweckbewusst, vielleicht auch polemisch zielgerichtet niederschrieb, war er wohl doch nicht; seine Behauptung steht auch im Widerspruch zu dem, was er sonst über seine innere Verfassung und Lebenserfahrung nach der Absolvierung des Gymnasiums zu berichten wusste. Und dann: War der »staatliche Unterricht« – in der Restaurationsperiode – wirklich so penetrant aufklärerisch-liberal? Hat er ihn überhaupt über das Sprachlich-Pragmatische hinaus sonderlich ernst genommen? Da waren die familiären Traditionen doch wirksamer, die gerade in Fragen der Religion und der Staatsauffassung – stimmungsgemäß jedenfalls – im aufgeklärten Absolutismus wurzelten.

Der Hegelianismus, der im Berlin der 1820er Jahre unter den Studenten und jungen Intellektuellen zu florieren begann, drang kaum in die Stadtwohnung der Bismarcks. Vielleicht haben sie mit den Jahren einiges von dem vage mitbekommen, was Hegel bereits in seiner Antrittsvorlesung vom Oktober 1818 mit innerer Begeisterung vortrug: Staatsstolz, der sich vornehmlich auf Preußen bezog, und Vertrauen auf die Macht jenes Geistes, der über manches Platte der Aufklärung hinausgehen wollte. »Und es ist«, so erklärte Hegel, »insbesondere dieser Staat, der mich nun in sich aufgenommen hat, welcher durch das geistige Übergewicht sich zu seinem Gewicht in der Wirklichkeit und im Politischen emporgehoben, sich an Macht und Selbständigkeit solchen Staaten gleichgestellt hat, welche ihm an äußeren Mitteln überlegen gewesen wären. ... Auf hiesiger Universität, der Universität des Mittelpunktes, muß auch der Mittelpunkt aller Geistesbildung und aller Wissenschaft und Wahrheit, die Philosophie, ihre Stelle und vorzügliche Pflege finden.«

Alles, was da atmosphärisch auch zum jungen Otto von Bismarck dringen mochte, reichte nicht so weit, dass er sich je der Anstrengung der hegelianischen Begriffswelt unterzogen hätte; allenfalls erfüllte er später auf diesem Gebiet einige Pflichtaufgaben. Zu den Kreisen der Wissenschaftler und Künstler besaß die Familie Bismarck ohnehin keine gesellschaftlichen Beziehungen. Schleiermacher war für sie ein standesgemäßer Seelsorger, mehr nicht.

Ob die Herrschaften von der Behrenstraße 53 die städtebaulichen Veränderungen, die sich in ihrer Nähe vollzogen, mit innerer Anteilnahme wahrgenommen haben, ist zweifelhaft angesichts der auffallenden Gleichgültigkeit, die Otto von Bismarck zeitlebens gegenüber der Architektur an den Tag legte. Und immerhin waren 1818 die Neue Wache, 1821 das Schauspielhaus, 1829 das Alte Museum vollendet worden – alle im klassizistischen Stil von Karl Friedrich Schinkel entworfen. Der Bildhauer Rauch schuf eine Reihe von Denkmälern, die Feldherren von 1813 darstellten.

Die Erweiterung der hauptstädtischen Architektur, die Machtbewusstsein und Repräsentationsbedürfnis des königlichen Auftraggebers verkörperte, beeindruckte durchaus die Besitz- und Bildungsbürger. Anders reagierten manche Landadlige auf den Baumeister in der Residenz. Da kritisierte wieder einmal Friedrich August Ludwig von der Marwitz, dass der König im Gegensatz zu früheren Jahren Geschmack an Kunstsammlungen gefunden habe und die ankaufen ließe; vor allem missfiel dem opponierenden Junker der Bau des Alten Museums »mitten in der Spree, wo Millionen in den Grund gerammt wurden«. Und dann das »ungeheure Komödienhaus, in welches ein ganz kleines Theater appliziert wurde«! Im ganzen, so meinte von der Marwitz, entstand »der ärgerliche Kontrast, daß, während das Land arm wurde und zugrunde ging, in der Hauptstadt die größte Opulenz zur Schau getragen wurde, mit welcher nur der Luxus und die Verschwendungen der Beamten, der Juden, Wucherer und Spekulanten gleichen Schritt hält«. Damit war das Bürgertum angegriffen, das gerade zu jener Zeit in Annäherung an den klassizistischen Stil die Wohnkultur des bescheidenen Biedermeier pflegte. Auch hervorstechende Züge im zeitgenössischen Bildungsideal hatte Marwitz zu beanstanden; nichts wollte er wissen vom »Irrlicht der Philosophie«, verlangte vielmehr von seinen Söhnen, dass sie »ordentlich Mathematik, Sprachen, Geschichte und Erdkunde lernen« und »Gott, welcher höher ist als aller Menschen Wissen und Vernunft, beständig vor Augen und im Herzen haben«. Dieser Empfindungs- und Bildungswelt stand auch der heranwachsende Bismarck trotz seiner religiösen Lauheit näher als dem ganzen Hegelianismus.

Politisch war es um 1830 die französische Julirevolution, deren Fernwirkungen ihn über die interessierte Mutter erreichten. Sie schickte ihn, wie er selber erzählte, als Primaire während ihres Sommeraufenthalts in Berlin einige Male ins Café Josty, damit er möglichst neue Pariser Zeitungen hole und ihr vorlese. Diese Botengänge haben zwar den jungen Aristokraten unangenehm berührt, ihm aber auch Informationen verschafft, was es mit der Rebellion und Autorität auf sich habe. Skepsis in Religion und Politik konnte sich ein Aristokrat allemal leisten, sie mochte ihn sogar vor Erstarrung schützen.

zen, aber wenn es ernst wurde mit der gesellschaftlichen Erschütterung – und es wurde ernst auch in deutschen Landen –, dann zog er sich auf sein ureigenes Interessen- und Lebenszentrum zurück. Das wurde auch bestim mend für Otto von Bismarcks Haltung während des Studiums.

### Bismarcks Universitäts- und Referendarzeit

Während der europäischen Turbulenzen nach der französischen Julirevolution von 1830 verbrachte der junge Bismarck auf den Gymnasien seine letzten und auf der Universität seine ersten Jahre. Es wurde ihm gewiss, dass die konservativen Mächte nicht mehr imstande waren, die Einsetzung des Bürgerkönigtums unter dem Orleanisten Louis Philippe und die Ersetzung des weißen Lilienbanners der Bourbonen durch die Trikolore der großen Revolution von 1789 zu verhindern. Auch die nationale Revolution in Belgien konnte nicht mehr unterdrückt werden, und die Aufstände in Polen und Italien wurden nur mit Mühe niedergeschlagen. Selbst wenn Bismarck die kleinstaatlichen und lokalen Unruhen in Sachsen, Kurhessen, Braunschweig und Hannover in jugendlicher Sorglosigkeit nicht näher verfolgt haben sollte, so musste er doch einiges von jenen Tumulten mitbekommen haben, die sich Ende September 1830 in der Berliner Innenstadt, nicht weit von seinem Gymnasium und seiner Pensionswohnung, abgespielt hatten – es waren Bewegungen, die unter der Losung »Konstitution und Pressefreiheit« standen. Das im Mai 1815 juristisch verbindlich gegebene Verfassungsversprechen König Friedrich Wilhelms III. wurde bis zur Revolution von 1848/49 nie eingelöst; die Herrschenden empfanden die Angst vor legalen, mit dem Verfassungslben verbundenen Parteibildungen weit stärker als die Schande eines königlichen Wortbruchs. Die Frage der Verfassung aber wurde zu einem Leitmotiv im preußischen Parteienstreit des Vormärz.

In der partikularistisch gespaltenen Volksbewegung gipfelten die immer wieder gleichen oder ähnlichen Forderungen wie Abschaffung der drückendsten Steuern und der innerdeutschen Zölle, Gründung von Bürgerwehren, Wahl von Gemeinderäten anstelle obrigkeitlicher Magistrate, stets in der Generalforderung nach einer Repräsentativverfassung für die einzelnen Länder und Pressefreiheit. Wenn in den 1850er Jahren ehemalige Studienkameraden Bismarcks daran erinnerten, dass er im Jahre 1833 die Konstitution als unvermeidlich angesehen habe, dann war diese Vorstellung damals zunächst keine prophetische Voraussicht, sondern Nachhall der Unruhen in deutschen Ländern – eine politische Lehre, die er während der Diskussionen mit Kommititonen, vornehmlich ausländischen, gezogen haben mag.

In der Dynamik der Volksbewegung nach 1830 lag auch die Tendenz zu gesamtnationalen und entschiedeneren Organisationen und Kundgebungen, in denen sich der bisherige Differenzierungsprozess zwischen Liberalismus und Demokratie klarer zeigte. Die akademische Jugend, die seit dem Wartburgfest von 1817 und trotz Auflösung ihrer Burschenschaft in den 1820er Jahren der Hauptträger nationaler Aspirationen in Deutschland war, organisierte sich neu. Manches, was in der gesamtpatriotischen Begeisterung der Urbur- schenschaft noch gärend und verschwommen war, klärte und verdichtete sich in programmatischen Äußerungen und organisatorischen Gestaltungen, als im Winter 1827/28 die Allgemeine Deutsche Burschenschaft neu begründet wurde; sie einigte sich auf die Formel, ihr Ziel sei »die *Vorbereitung* ... eines ... in Volkseinheit bestehenden Staatslebens ... mittels sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule«. Dieses auf die Erzie- hung Nachdruck legende und in der Politik – wenn auch verschleiert – auf den konstitutionellen Liberalismus hinauslaufende Programm wurde zu- nächst von der weitaus größten Zahl der Burschenschafter anerkannt. Im De- zember 1832 hatten sie sich soweit politisiert und radikaliert, dass der Bur- schentag in Stuttgart als ersten Grundsatz »die *Erregung* einer Revolution, um durch diese die Freiheit und Einheit Deutschlands zu erreichen«, formulierte. In dieser revolutionären Zielsetzung irrlichterte allerdings der Geist des Put- schismus, der sich oft genug in Großsprechereien studentischen Halbstarken- tums äußerte; fürstenmörderisch grölten die Burschen daher: »So woll'n wir nimmer ruh'n, bis daß am letzten Pfaffendarm der letzte König hängt.«

Zur ersten Grundsatzzerklärung in Stuttgart kam der weitere Beschluss, die Allgemeine Burschenschaft solle sich dem Vaterlandsverein anschließen. Dies war zunächst der Reflex auf die Erstarkung der Presse- und Volksvereine und auf das Hambacher Fest im Mai 1832 und zugleich ein Anzeichen dafür, dass die Studentenbewegung nicht mehr der Vortrupp der gesamtnationalen Bestrebungen war.

Die Weiter- und Höherentwicklung der nationalrevolutionären Bewe- gung lässt sich durch den Vergleich des Wartburgtreffens von 1817 mit dem Hambacher Fest von 1832 veranschaulichen: Auf der Wartburg traf sich ein halbes Tausend Studenten und Professoren, die der Befreiungstat der Schlacht bei Leipzig und der weltgeschichtlichen Größe der Lutherischen Reforma- tion – immer mit dem Blick auf die noch zu erkämpfende Einheit und Frei- heit der deutschen Nation – gedachten. In alles Klarsichtige und Vorwärts- weisende mischte sich eine Menge nationalistischer Franzosenfresserei, christlich-germanische Selbstgerechtigkeit und Überheblichkeit. Aber unge- achtet manchen Gefühlsschwulstes und der lächerlichen Szene demonstrati- ver Verbrennung reaktionärer oder angeblich undeutscher Bücher und

Insignien war das Wartburgtreffen 1817 die erste Demonstration deutschen Nationalbewusstseins, die weithin nachhallte. Auf der Hambacher Bergfeste versammelten sich 30 000 Handwerker, Handwerksgesellen, auch Bauern und einige Burschenschafter. Die sich chauvinistisch abschließende Deutschstumelei von 1817 wurde in Hambach 1832 zurückgedrängt durch den Geist des solidarischen Kampfes der europäischen Völker gegen die Heilige Allianz; in Deutschland selbst wurde der von Österreich und Preußen beherrschte Bundestag als die der staatlichen Einheit und bürgerlichen Freiheit schlechthin feindliche Institution ins Visier genommen. Die Kampfziele nahmen konkretere Umrisse an, die Zahl der Patrioten wuchs mächtig; die Redner und Führer waren in erster Linie nicht mehr Professoren und Studenten, sondern Advokaten und Journalisten, die ihre Tagesarbeit wirklichkeitsnäher und politisch versierter machten. Aber mit der sozialen Breite wuchsen auch die Differenzen darüber, auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln das allgemeine Ziel der Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes verwirklicht werden solle.

In den Jahren nach 1830 vollzogen sich also Entwicklungen, die der angehende Studiosus Bismarck bei manchen seiner Entscheidungen in Rechnung zu stellen und die er in Studentendomizilen, weniger in den Hörsälen und Seminarräumen, geistig zu bewältigen hatte. Zunächst war zu entscheiden, wo und was er studieren sollte. Bislang war sein geistiger Entwicklungsweg stets nach dem Ermessen und Willen der Mutter gelenkt worden. Nun, bei der wichtigen Entscheidung über die Studienrichtung und eine geeignete Universität für den Sohn Otto war sie wieder eifrig beim Recherchieren. Zunächst bot sich fast wie selbstverständlich, da weder eine militärische noch irgendeine naturwissenschaftliche Richtung von Ottos Veranlagung her ernsthaft in Frage kam, das Rechtsstudium an, das den Weg in die Staatslaufbahn eröffnete. Nur diese konnte ein Junkerssohn ins Auge fassen, da für ihn die Tätigkeit als Advokat nicht in Betracht kam – vor allem nicht in einer Zeit, da aus diesem Beruf auffällig viele liberale Rechtsmahner und Konstitutionsfanatiker oder gar demokratische Aufwiegler hervorgingen.

Wegen des Studienorts war mancherlei zu bedenken. In Heidelberg, so soll seine Mutter befürchtet haben, könne er sich »das ihr widerwärtige Biertrinken angewöhnen«. Soll es nur das Biertrinken gewesen sein, das von Heidelberg abschreckte? Konnte diese Universität in Baden mit seinen Landtagsdebatten, seiner Pressefreiheit, seiner Liberalität im gesellschaftlichen Leben überhaupt eine richtige Vorbereitung und Empfehlung für den Staatsdienst in Preußen bieten? Der Sohn Otto soll bedauert haben, dass auch Bonn verworfen wurde, wo er Landsleute getroffen hätte. Das waren noch jungenhafte Wünsche, während für seine Ratgeber die erst 1818 wiedergegründete Univer-

sität ihre gesellschaftliche Honrigkeit und wissenschaftliche Solidität noch nicht bewiesen haben mochte. Auf Anraten eines Verwandten, des Geheimen Finanzrats Kerl, den Mutter Wilhelmine als Autorität in gelehren Dingen ansah, zog sie dann Göttingen vor.

Der Finanzrat Kerl musste natürlich wissen, dass sich diese Stadt und ein beträchtlicher Teil ihrer Universität Anfang 1831 recht aufrührerisch benommen hatten. Damals bewaffneten sich die Bürger und Studenten von Göttingen, organisierten nach der Besetzung des Rathauses eine Nationalgarde und ließen tags darauf durch eine Bürgerversammlung einen provisorischen Gemeinderat wählen. Erst nach acht Tagen konnten die Regierungstruppen die Stadt wieder besetzen. Die radikalen Führer, die promovierten Juristen und Universitätsdozenten Rauschenplat und Schuster, konnten fliehen; die Universität wurde bis Ostern geschlossen, und die Studenten wurden ausgewiesen. 1832 galten Stadt und Universität jedoch als »beruhigt«. Das alte Göttingen mit seinem einstigen Ruf als »hohe Schule weltmännisch-geschäftsmännischer politischer Bildung«, mit seinem Blick nach England, dessen Dynastie sich in Personalunion mit Hannover befand, schien wiederzuerstehen. Mit der Wahl Göttingens als Studienort konnte Mutter Wilhelmine preußische Staatsloyalität mit einem unter Umständen geheimen Wunsch vereinen, ihren Sohn Otto in die Fußstapfen ihres Vaters treten und Diplomat werden zu lassen.

Am 10. Mai 1832, kurze Zeit vor dem Hambacher Fest, immatrikulierte sich Bismarck als »Studiosus der Rechte und der Staatswissenschaften«. Eben siebzehnjährig, fühlte er sich endlich frei von aller Aufsicht. Zunächst traf der Neuimmatrikulierte eine im Grunde politische Entscheidung, die durchaus im Sinne seiner Mutter und des familiären Studienberaters, des Geheimrats Kerl, liegen musste. Vor die Frage gestellt, ob er in eine Burschenschaft oder in ein landsmannschaftliches Corps eintreten sollte, entschloss er sich zugunsten des letzteren. Anders konnte er sich schwerlich entscheiden. Der Aristokratensohn, der in den Staatsdienst als Richter, als Verwaltungsbeamter oder als Diplomat (auch dies spukte schon in seinem Kopf!) treten wollte, musste berücksichtigen, dass solche Pläne aufs höchste gefährdet wären, wenn er in eine der Burschenschaften eintrat, die ein Jahr vorher in Göttingen selbst das Gegenteil von Staatsloyalität an den Tag gelegt und in der Allgemeinen Deutschen Burschenschaft im Herbst 1831 einen radikalen Kurs beschlossen hatten. Der junge Bismarck konnte zwar nicht voraussehen, dass zwei Jahre später der Deutsche Bundestag den Eintritt ehemaliger Burschenschafter in den Staatsdienst verbieten würde, aber er war helle genug, um zu spüren, wohin die herrschenden Mächte steuerten.

Der strebsame Amerikaner und Sprössling einer gutbürgerlichen Familie, John Lothrop Motley, der Bismarcks Studienfreund werden sollte, be-

zeichnete die Göttinger Burschenschaften in einem Brief vom 1. Juli 1832 als »Abschaum der Universität«. Offenbar empfand der junge Bismarck nicht viel anders. Der alte Bismarck formulierte in seinem Erinnerungswerk staatsmännisch gemessener und politisch vorsichtiger. So schrieb er, dass er am Anfang der Universitätszeit »zunächst zur Burschenschaft in Beziehung gerieth«, da sein deutsches Nationalgefühl stark war und diese »die Pflege des nationalen Gefühls als ihren Zweck bezeichnete«. Nachdem er aber dann persönliche Bekanntschaft mit den Mitgliedern gemacht habe, hätte ihm »ihre Weigerung, Satisfaction zu geben, und ihr Mangel an äußerlicher Erziehung und an Formen der guten Gesellschaft« missfallen.

Es ist psychologisch interessant, dass Bismarck, um seine Ablehnung der Burschenschaft zu begründen, selbst noch in seinem von vielerlei Nebenabsichten gelenkten Erinnerungswerk an erster Stelle die Verweigerung des Duells nennt, also ein typisches Kriterium der Korpsstudenten geltend macht. Dann missfielen ihm bei den Burschenschaften die »Extravaganz ihrer politischen Auffassungen«, die er auf einen »Mangel an Bildung und an Kenntnis der vorhandenen, historisch gewordenen Lebensverhältnisse« zurückführte. Die »historisch gewordenen Lebensverhältnisse« bedeuteten für den jungen Bismarck im Kern die Traditionen der landadligen Guts-herrschaft und der preußischen Monarchie – Traditionen, die er in der Tat »mehr zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte« als die »durchschnittlich älteren Studenten« aus dem vornehmlich bürgerlichen Milieu.

Alle Überlegungen und Empfindungen widersprachen einem Eintritt in eine der Burschenschaften, und so schloss er sich in erstaunlicher Eile den Korpsstudenten an. Nach der Immatrikulation am 10. Mai wurde er bereits am 6. Juli im Corps »Hannovera« vorläufig und nach der ersten Mensur im August endgültig aufgenommen. Dieses gehörte, nach dem Urteil Motleys, der das Duellieren einen albernen Gebrauch nennt, »der nur in Deutschland möglich ist«, auf diesem Gebiet zu den »hervorragendsten«. In engem Konnex mit seinen Kommilitonen aus der »Hannovera« pflegte Otto von Bismarck nun keineswegs die »Formen der guten Gesellschaft«, deren Verletzung er den Burschenschaften vorwarf, sondern gab sich intensiv einem flotten, rauf- und trinkfreudigen Studentenleben hin. Die Universitätsbehörden versuchten zwar, gegen die schlimmsten Auswüchse vorzugehen, doch scheint es ihnen nur schwer gelungen zu sein, dem Treiben Einhalt zu gebieten.

Die nach Provinzen benannten Landsmannschaften, in denen das Duellieren zum Ehrenkodex gehörte, waren die standesbewussten der akademischen Jugend. Ihr geld- oder geburtsaristokratischer Dünkel und eine elitesüchtige Korpsmentalität, die Karzerstrafen als Kavaliersdelikte ansah, mach-

ten alle Maßnahmen wirkungslos. Wenn Bismarck in Göttingen gleich zu Beginn in extravagantem äußerem Habitus, in hellem Schlafrock oder langem, apfelgrünem Frack, begleitet von einem riesigen Hund, zu provozieren versuchte, so sprach sich in dieser Manier, die sich in rebellischer Aufässigkeit gefiel, keineswegs ein progressiver Zug der Zeit aus, sondern adelsstolzes Selbstbewusstsein, das sich renommierend bestätigen wollte. Weder im Duellieren noch beim Trinken, weder beim Absitzen von Karzerstrafen – die letzte aus Göttingen musste er noch in Berlin absolvieren – noch bei der ausgefallenen Art der Kleidung unterschied sich Bismarck von anderen Studenten seiner Richtung. Das bestätigt wieder einmal der kritisch-beobachtende Blick des amerikanischen Kommilitonen John Lothrop Motley, der nach Hause berichtete: »Die Universitätsstädte sind das Heim aller Übertreibungen ... Man begiebt auf der Straße kaum einem Studenten, dessen Anzug nicht wo anders einen Pöbelauflauf verursachen würde ... Jedermann folgt seinem eigenen Geschmack und modelt sich nach seinem Schönheitssinn.« In der Vielfalt der Formen zeigte sich die Gemeinsamkeit der Renommiersucht.

Bei seinem lockeren Leben unterschied sich Bismarck von anderen noch am ehesten durch seine Briefe, die, burschikos geschrieben und mit absichtsvollen Zynismen durchsetzt, die Kraftmeierei dieser Jahre mit entwaffnender Ehrlichkeit wiedergeben und frühe Neigungen zu zweckbedingtem diplomatischem Manövrieren verraten. So liest man etwa in einem Brief an den Göttinger Studienfreund Scharlach vom 14. November 1833: »Willst Du diesen Brief in derselben Stimmung lesen, in welcher er geschrieben ist, so trinke erst 1 Fl. Madera. Ich würde mich wegen meines langen Stillschweigens entschuldigen, wenn Dir nicht meine angeborene Tintenscheu bekannt wäre, und wenn Du nicht wüßtest, daß ich in Göttingen lieber 2 Fl. Rheinwein trank, als einen Brief schrieb, und daß ich beim Anblick einer Feder Convulsionen bekam.« Er gestand: Es »fanden sehr unangenehme Szenen zwischen mir und meinem Alten statt, der sich weigert, meine Schulden zu bezahlen; dies versetzt mich in eine etwas menschenfeindliche Stimmung, ungefähr wie Charles Moor, als er Räuber wird; doch tröste ich mich ... Der Mangel ist so arg noch nicht, weil ich ungeheuern Credit habe, welches mir Gelegenheit giebt, liederlich zu leben; die Folge davon ist, daß ich blaß und krank aussehe, welches mein Alter, wenn ich Weihnachten nach Hause komme, natürlich meinem Mangel an Subsistenzmitteln zuschreiben wird; dann werde ich kräftig auftreten, ihm sagen, daß ich lieber Mohammedaner werden, als länger Hunger leiden wolle, und so wird sich die Sache schon machen.« Blaß und krank soll Bismarck ausgesehen haben? Jedenfalls zeigt das Bleistiftkonterfei, das Gustav Scharlach von ihm machte, einen spindeldürren, hochaufgeschnittenen, etwas stutzerhaften Studiosus.

Bismarck wird den Eltern kaum auch nur annähernd Einblick in sein Göttinger Treiben gewährt haben, zumal der Vater wegen der Geldausgaben schon murkte. Vielmehr gab er seinem Bruder Bernhard, der Leutnant war, den famosen Ratschlag: »Schreibe nicht zu grob nach Hause! Der Kniephofer Hof ist für diplomatische List und Lüge zugänglicher als für die grobe Soldateska.« Mit solch losen Redereien dem älteren Bruder gegenüber zeigte sich Otto listig-berechnend, obwohl er selbst den mannigfachen Verlockungen eines scheinbar freien Studentenlebens kaum gewachsen war. Es war ja in erster Linie landsmannschaftlich »commentmäßiges« Verhalten, nach dem er sich richtete. Es gestattete ihm durchaus, beim Umtrunk eine Flasche zum Fenster hinauszuwerfen und den Universitätsrichter, der ihn deswegen zu sich beorderte, mit seinem Hund zu erschrecken; es erlaubte ihm eine ganze Skala von Unbotmäßigkeiten, nicht aber »tumultuarische Eingriffe in die staatliche Ordnung«. Und dazu gehörten auch die Demonstrationen für staatliche Einheit und bürgerliche Freiheit auf der Hambacher Bergfeste; den gegen den Bundestag gerichteten Sturm auf die Frankfurter Wache konnte Bismarck umso leichteren Herzens als »Putsch« abtun, als seine Teilnehmer ihm sozial und politisch ohnehin fremd waren.

Fremd aber war dem jungen Bismarck keineswegs die Erwartung, dass eine staatliche Einigung Deutschlands in absehbarer Zukunft doch möglich sei. Eine darauf bezügliche Wette mit dem amerikanischen Kommilitonen Coffin aus dem Kreise Motleys erwähnte Bismarck in seinem Erinnerungswerk; ausführlich sprach er darüber mit dem Journalisten Busch, der Bismarcks Bemerkungen wörtlich aufzeichnete: »Ich erinnere mich, vor dreißig und mehr Jahren, in Göttingen, da wettete ich einmal mit einem Amerikaner, ob Deutschland in zwanzig Jahren einig sein würde. Wir wetteten um fünf- und zwanzig Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewinne. Wer verlor, sollte über's Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1853 und wollte hinüber. Wie ich mich aber erkundigte, war er tot ... Das Merkwürdigste dabei ist, daß ich damals – 1833 – schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, die jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten, nur im Gefechtszustande verkehrte.«

Bismarcks Sehnen nach deutscher Einheit war offenbar sozial und politisch anders motiviert und darum auch anders geartet als das der radikal-bürgerlichen Burschenschaften, mit denen er »im Gefechtszustand verkehrte«. Man wird an die Einheitsvorstellung eines von der Marwitz erinnert, über dessen eingefleischte Junkergesinnung im Denken und Fühlen kein Zweifel bestehen kann; nach dem ersten Sieg über Napoleon empörte er sich darüber, daß viele Deutsche die Vereinigung mit Preußen nicht viel weniger

als die mit Frankreich zu fürchten scheinen. Doch: »Ebenso unzerstörbar hat aber auch Wurzel gefaßt die Idee eines *gemeinsamen teutschen Vaterlandes!* Wer sich dieser Idee bemächtigen wird, der wird herrschen in Deutschland, denn Er wird der lichte Punkt sein, nach dem Alle sich hinwenden werden in trüben Zeiten.«

Otto von Bismarck und Ludwig von der Marwitz, beide durch eine ganze Generation voneinander getrennte Urpreußen, gingen im gleichen Geiste an die deutsche Frage heran, nämlich im Geiste der königlich-preußischen Vorherrschaft. Andererseits warben bereits in den 1830er Jahren auch Liberale in Denkschriften und Publikationen für die Einigung Deutschlands unter der Hegemonie der preußischen Krone. Schriftsteller wie Heinrich Heine und Ludwig Börne glaubten zwar nicht an eine liberale Entwicklung der Hohenzollerndynastie und waren auf eine bürgerlich-demokratische Revolution orientiert, die Liberalen aber setzten nicht allein auf eine politische Vereinbarung mit der Krone Preußens, sondern ebenso und noch stärker auf dessen ökonomische Potenz, die sich dann in der Tat in dem von ihm initiierten und am ersten Januar 1834 ins Leben getretenen Zollverein zeigte. Erst nach Jahrzehnten innerer und äußerer Kämpfe konnten sich zwei verschieden bedingte und motivierte Hegemoniegedanken, der königlich-preußische und der bürgerlich-liberale, in einem eigenartigen Kompromiss miteinander vereinigen und dadurch den deutschen Nationalstaat möglich machen.

Die hochgemute und oft genug hochmütige Ausgelassenheit, der sich Bismarck in Göttingen hingab, erlaubte kein regelmäßiges, geschweige denn intensives Studium. Mit der Juristerei beschäftigte sich der junge Herr schon gar nicht; hingegen kam der schon betagte Historiker Arnold Heeren, der eine allgemeine Länder- und Völkerkunde vortrug, Bismarcks Wesensart und frühen Neigungen entgegen. Später berief er sich auf ihn. Auch Motley wird wohl einer der Hörer in den Vorlesungen Heerens gewesen sein, zumal dieser in England und Frankreich, vor allem aber in Amerika einen stärkeren Widerhall fand als in Deutschland. Heeren, Sohn einer Bremer Kaufmannsfamilie, war von den Ideen des Adam Smith so durchdrungen, dass er auf recht moderne Weise den Zusammenhang von Politik, Verkehr und Handel bei den Völkern der Alten Welt darstellte. Diese wechselseitige Abhängigkeit zwischen Güterproduktion, Warenaustausch und internationalen Beziehungen sah dann Heeren auch in der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Kolonien.

Was den jungen Bismarck wohl ansprach und auf ihn nachhaltig wirkte, das mussten zwei Grundthemen sein: einmal die ökonomischen Erwägungen über das Wirken materieller Interessen, zum andern die Berücksichtigung der wechselseitigen Abhängigkeit im Völker- und Staatensystem bei seinen

mitunter tiefgreifenden Veränderungen. Bismarcks Interessen für weltweite Beziehungen zeigten sich in seiner frühen Gewohnheit, auf seinem Arbeits- tisch mit Landkarten und Atlanten zu hantieren. Sein Drang nach lebendiger Anschauung fremder Welten und anderer Wesensarten führte ihn zu Bekanntschaften mit angelsächsischen Kommilitonen, denen er, wie dem Amerikaner Motley, freundschaftlich verbunden blieb; gleiche Beziehungen knüpfte er mit baltischen, dem Zarentum verpflichteten Standesgenossen an, den Grafen Hermann und Alexander von Keyserling.

Über all dem lockeren, draufgängerischen und schuldenmachenden Studententreiben des jungen Herrn von Bismarck sollten ernstere Züge seines Göttinger Lebens nicht übersehen werden: Vor allem reiften bei ihm in dieser Zeit Vorstellungen über seinen zukünftigen Beruf heran. »Ich hatte, solange ich in dem damaligen Alter an eine Beamtenlaufbahn ernstlich dachte, die diplomatische im Auge ...«, schrieb der alte Bismarck in seinem Erinnerungswerk. Und das entsprach der Wahrheit.

Was Mutter Wilhelmine sich insgeheim erträumen mochte, das ging dem Herrn Sohn leichten Herzens von der Zunge oder floss ihm mit flinker Hand in die Feder. Jeder, der es wissen wollte, wusste es: Diplomat will er werden. Seinem Corpsbruder Gustav Scharlach schrieb er schnoddrig vom »Portefeuille des Auswärtigen«, und später meinte er diesem gegenüber, Scherz und Ernst mischend: »Mein Plan ist nun, hier noch ein Jahr zu verweilen; dann zur Regierung nach Aachen zu gehen, nach Verlauf eines zweiten Jahres das diplomatische Examen zu machen und mich der Huld des Schicksals zu empfehlen, wo es mir dann vor der Hand gleichgültig sein wird, ob man mir Petersburg oder Rio Janeiro zum Aufenthalt anweist.« Sein Corpsbruder konnte ihn mit ernstem Unterton anulken, dass er dereinst als zweiter Talleyrand oder Metternich glänzen werde.

Den Brief, in dem er seine Absicht erwähnte, nach etwa zwei Jahren ein »diplomatisches Examen« abzulegen, schrieb Bismarck von Berlin aus, wenige Tage vor seiner offiziellen Immatrikulation an der dortigen Universität. So spricht einiges dafür, dass er schon in jenen Wochen beim damaligen preußischen Außenminister Ancillon seine »Meldung« machte. Der Minister gab ihm deutlich zu verstehen, dass der »hausbackene preußische Landadel« nicht als das geeignete Reservoir für zukünftige Diplomaten galt, von denen man einen weiten Horizont und geistige Gewandtheit erwartete. Allenfalls könnten Sprösslinge aus dem Landadel Gesandtenposten an deutschen, aber nicht an europäischen Höfen erwarten. Immerhin riet ihm Ancillon, das Examen als Regierungsassessor zu machen und dann auf dem Umweg durch die Geschäfte des vor wenigen Monaten ins Leben gerufenen Zollvereins den Eintritt in die deutsche Diplomatie Preußens zu suchen.

Über die Gründe, die Bismarck veranlassten, die Universität zu wechseln und von Göttingen nach Berlin zu ziehen, können wir mehr vermuten als Sicherer sagen: Unstimmigkeiten im und um das Corps »Hannovera« scheinen schwer erträglich geworden zu sein, mehr aber noch die Schulden, die ihn noch lange verfolgten; seine Mutter stellte ihm Ende Dezember 1833 in Kniephof, als er wieder einmal spät aufgestanden war, die bohrende Frage, ob er denn überhaupt weiter studieren wolle, wozu er doch gar keine Neigung zeige? Bismarck wohnte bereits im Winter 1833/34 in Berlin, obwohl er im September Göttingen nur mit einem vorläufigen Abgangszeugnis verlassen hatte und sich in der neuen Universitätsstadt erst im Mai 1834 immatrikulieren konnte. Seine finanzielle und moralische Krise brachte ihn zur Einsicht, dass er nicht mehr weiter so »liederlich leben« könne wie bisher.

In Berlin dachte er zwar auch an kein systematisches Studium, aber dort setzte er seine Freundschaft mit dem bildungsbeflissenem, diskutierfreudigen, von Göttingen bereits früh enttäuschten John Lothrop Motley fort; der zweite Freund in Berlin war Graf Alexander von Keyserling, dessen Bruder schon in Göttingen mit Bismarck bekannt war. In seiner krisenhaften Situation waren Keyserling und Motley seine guten Geister. Alle drei Freunde wohnten in der Stadtmitte nahe beieinander im Umkreis von Friedrichstraße, Behrenstraße und Leipziger Straße. »Wir, Motley, Keyserling und ich«, schrieb Bismarck später, »lebten daselbst in innigstem Verkehr miteinander, indem wir unsere Mahlzeiten und Übungen gemeinschaftlich hielten«. Sie erweiterten bei gemeinsamer Lektüre vor allem von Shakespeare und Byron ihre Englischkenntnisse. Das führte sie auch zu Debatten über weltanschauliche Fragen, besonders über Religion. Bismarck bekundete dabei »seinen radikalen Unglauben« und war »skeptisch bis zum Extrem«. Zur literarischen Kultur und zum Ringen um weltanschauliche Grundfragen kam noch die Musik. Bismarck liebte es, wie zuverlässig bezeugt, dem Klavierspiel Keyserlings zu lauschen.

Mit Sicherheit verhielt er sich den Berliner Freunden gegenüber ganz anders, als es der Göttinger Kommilitone Scharlach im üblichen Korpston von ihm vernahm: »... des Abends betrage ich mich im ersten Range der Oper so flegelhaft als möglich.« Die freimütigen Aussprachen mit den nicht korpsgebundenen Freunden sind Bismarck in so wohltuender Erinnerung geblieben, dass er auch in späteren Jahrzehnten als Reichskanzler gerade in kritischen Situationen danach verlangte und die Freunde wiederholt zu sich einlud, dabei eifrig unterstützt von seiner Frau Johanna, die sehr wohl spürte, dass er solch ungewöngener Geselligkeit bedurfte.

Der aus dem amerikanischen Großbürgertum stammende John Lothrop Motley wurde schon 1841 amerikanischer Gesandtschaftssekretär in Peters-

burg, veröffentlichte bereits in diesem Jahrzehnt sein erstes historisches Werk, dem in den 1850er Jahren seine dreibändige »Geschichte des Entstehens der Holländischen Republik« und in den 1860er Jahren die vierbändige »Geschichte der Vereinigten Niederlande« folgte. In den Jahren 1861 bis 1868 war Motley Gesandter der USA in Wien und 1869/70 in London. Anders als Bismarck war Motley ein wissenschaftlich systematisch arbeitender Student, der deshalb schon früh diplomatische Tätigkeit und historische Forschung miteinander zu vereinen imstande war. Ein Empfehlungsbrief an Friedrich Carl von Savigny, das berühmte Haupt der historischen Rechtsschule, führte ihn 1834 in die Berliner Gesellschaft ein. Er sah sich, wie es seine Angehörigen erwarteten, die Sehenswürdigkeiten der preußischen Hauptstadt an, suchte Potsdam und Sanssouci auf und lernte Land und Leute kennen, immer vom Standpunkt eines konservativen Liberalismus urteilend, mit dem sich nun auch in vielen Debatten Bismarck auseinanderzusetzen hatte.

Besonders befremdend wirkte auf den aufgeschlossenen Amerikaner das Feudalwesen in Deutschland, die »adelsstolze Klasse«, die er für »absolut radikal« hielt. »Man kann die Deutschen füglich in zwei Klassen teilen: Die Von's und die nicht Von's«, so schrieb er aus Berlin am 4. November 1833. »Diejenigen, welche so glücklich sind, die drei magischen Buchstaben VON vor ihren Namen zu haben, gehören zum Adel und sind demzufolge höchst aristokratisch. Ohne diese drei mögen die Anderen sämtliche Zeichen des Alphabets in jeder möglichen Zusammensetzung haben, sie bleiben dennoch Plebejer.«

Der unbefangen-kritische Blick des Studienkameraden konnte zwar Bismarcks Preußentum nicht erschüttern, ihn aber doch zum Nachdenken bringen und sein eigenes Urteil über viele Erscheinungen schärfen. Motley bezeichnete sich zu dieser Zeit selbst als »Republikaner«; einen Beweis für seinen Einfluss lieferte Bismarcks Brief an Scharlach vom 14. November 1833, also genau zehn Tage nach der Abfassung jenes Briefes von Motley, in dem dieser die »adelsstolze Klasse« der »Von's« rügt. Da spottet Bismarck in deftigen Worten über einen adeligen Bekannten, einen schlanken »Freiheitsbaum der Aristokratie«, »dem zum Menschen alles, zum Kammerherrn nichts fehlt, als ein Schloß vor's Maul. Er lebt hier in seeliger Gemeinschaft mit 30 Vettern, denen er allen nichts vorzuwerfen hat, und von deren Beisammensein eine polizeiwidrige Anhäufung von Dummheit die einzige Folge ist; »sie essen nicht, sie trinken nicht«, was thun sie denn? Sie zählen ihre Ahnen.« Dieser Spott äußert sich in Briefen an Scharlach – besonders im April 1834! – geradezu in literarischer Satire, als Bismarck für sich das Zukunftsbild eines »fettgemästeten Landwehroffiziers« zeichnet, der auf seinen Gütern herumsäuft, seine Launen prügelnd an Dienstboten auslässt und

fortschreitend verdummt. Bezeichnenderweise fällt in ebendiesem Brief wie auch in dem kritischen vom 14. November 1833 der Name Motley!

Motleys hat einen äußerst kritischen Brief über Preußen am 18. November 1841, also einige Jahre nach seinem Studienaufenthalt in Göttingen und Berlin geschrieben, doch die in ihm vertretenen Ansichten konnten schwerlich auf der Durchreise nach Petersburg gewonnen worden und lediglich das Produkt der Verärgerung über bürokratische Schwierigkeiten sein, die er mit seinem Pass hatte. Preußen habe eigentlich keine Geschichte, heißt es dort: »... die regierende Familie ist zwar eine alte, aber der Staat ist neu, ein künstliches Flickwerk ohne natürlichen Zusammenhang, mosaikartig zusammengewürfelt aus gekauften, gestohlenen und geplünderten Provinzen, die nur durch Druck zusammengehalten werden.« Zu Beginn des Jahrhunderts wäre dann das so klug zusammengebrachte Königreich durch Napoleon völlig ausgesaugt, doch später vom Wiener Cabinet wieder hergestellt worden. »Seitdem ist Preußen ein Feldlager, und seine Bevölkerung mit dem Bajonett gedrillt. Es ist zwar Mode, seine gute Verwaltung zu loben, doch ich hege keine Sympathie mit sogenannten guten Verwaltungen. In Preußen herrscht ein milder Despotismus, das ist wahr. Gleichsam homöopathische Tyrannie – in kleinen Dosen beständig eingegeben, dabei strenge Diät und ein strenges Regiment. Aber was am meisten verdrießt, ist gerade dies ewige Administrieren, diese beständige Folge kleiner Regierungsmaßregeln, die der Patient wie Pillen jeden Augenblick schlucken muß.«

Nicht nur der vom Feudalismus unbelastete Amerikaner Motley, auch Alexander Graf von Keyserling, von anderen gesellschaftlichen Verhältnissen geprägt, bewahrte politisch stets kritische Distanz zu Preußen. Die Großeltern und Eltern der Keyserlings hatten Beziehungen zur Petersburger Akademie; Kant soll auf dem ostpreußischen Gut der Familie Hauslehrer gewesen und in dauernder Verbindung mit ihr geblieben sein. In ihr herrschte eine Geistigkeit von unvergleichlich höherem Rang, als es selbst in den besten Zeiten bei den Bismarcks der Fall war. Der im selben Jahr wie Bismarck geborene Graf Alexander von Keyserling unterzeichnete bereits 1839 als Mitherausgeber des ersten Bandes eines Werkes über die »Wirbeltiere Europas«, das durch seine synthetische Darstellungsmethode als bahnbrechend galt. Während seiner besten Mannesjahre (1856 – 1862) wirkte Keyserling als Ritterschaftshauptmann, der die Beziehungen zur russischen Staatsregierung vermittelte; an der Spitze der estländischen Verwaltung stehend, war er ein liberaler ständischer Konservativer. In relativ freier Selbstverwaltung wusste die estländische Ritterschaft ihre Rechte sowohl gegen die Krone wie auch gegen die Bürokratie zu behaupten. Keyserlings Liberalismus war demzufolge nicht bürgerlich-konstitutionell wie der westeuropäische, aber selbst von

konservativer Basis aus stark genug, um einer ihm 1834 angebotenen Karriere in Preußen zu widerstehen.

Das Zusammensein mit den Berliner Studienfreunden war von unschätzbarem Wert für die weitere Entwicklung Bismarcks. Sicherlich war er seinen Göttinger Kommilitonen an geistreichem Witz überlegen. Aber die ausländischen Freunde in Berlin bannten die von ihm selbst gefühlte Gefahr des Versinkens in platten, gelegentlich sich extravagant gebärdenden Pragmatismus. Von weitreichender Wirkung für sein Leben sollte werden, dass sie ihn auch mit einigen Richtungen des Liberalismus vertraut machten, für die er in diesem Kreise größere Aufnahmebereitschaft zeigte. Nach dem Hambacher Fest und dem Frankfurter Putsch, so schrieb Bismarck in seinem Erinnerungswerk, sei er von Göttingen aus nach Berlin »mit weniger liberaler Gesinnung zurückgekehrt«, als er es verlassen hätte; diese Reaktion habe sich wieder abgeschwächt, nachdem er »mit dem staatlichen Räderwerk in unmittelbare Beziehung getreten war«. Nicht unwesentlich beigetragen zu diesem Prozess haben sicherlich die Debatten in Berlin, in denen er sowohl verteidigen als auch kritisch assimilieren musste. Jeder aus dem Freundes-Trio war schon ausgeprägt in seinem Arbeiten und Streben; Motley und Keyserling richteten sich auf wissenschaftliche Forschungen aus und legten daher auch Eifer im systematischen Studieren an den Tag; Bismarck war nicht geist-, aber wissenschaftsfremd. Seine Haltung war zwiespältig: Einerseits war er vom Typ jener jungen Aristokraten des 17. und 18. Jahrhunderts, die sich gewissermaßen auf Kavaliersreisen Bildungs- und Welterfahrung aneignen wollten, andererseits musste er angesichts der Erfordernisse einer immer stärker werdenden Bürokratisierung des Staates sein Brotstudium absolvieren, das hieß für ihn wie für viele andere, mit Hilfe von Repetitoren den Prüfungsstoff bewältigen, um rasch zu einem Abschluss zu kommen. Der Brotstudent Bismarck kam mit der ihm eigenen Energie ohne sonderliche Schwierigkeiten ans Ziel. Für ernsthaftes Bemühen wert hielt er allerdings die Ausbildung in Sprachen und die für einen zukünftigen Diplomaten wesentlichen Wissensbereiche Geschichte und Erdkunde. Die Konzentration auf ein solches Bildungsvolumen – vermehrt durch Belletristik – war durchaus im Sinne vieler Aristokraten.

Heinrich Heine unterschied in seiner 1840 veröffentlichten Streitschrift gegen Ludwig Börne »Menschen mit ascetischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben, oder Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen«. Zu den letzteren gehörte Otto von Bismarck, und wenn er gelegentlich und schon früh übermächtigen Entfaltungsstolz spürte, dann konnte es in hemmungsloser Großsprecherei gegenüber dem Göttinger Kumpan Scharlach aus ihm herausbrechen: »... ich werde entweder der größte Lump oder der erste Mann Preußens.«

Der amerikanische Freund Motley lernte offensichtlich auch einiges von dem kennen, was im jungen Bismarck brodelte. Er schilderte ihn nämlich als »Otto von Rabenmark« in seinem 1839 erschienenen Jugendroman »Morton's Hope« – sicherlich in idealisierter Übertreibung, aber doch mit einigen realistischen Zügen. Otto von Rabenmark treibt es toll in der Kneipe und auf der Straße; in seinem Zimmer, inmitten der Pfeifen und Silhouetten, wirft er die Narrenmaske ab und redet mit Morton »vernünftig«. Sein Auftreten habe seinen Zweck gehabt: jung und fremd, habe er sich so in die beste Landsmannschaft eingeführt, durch Beleidigung, Kampf und Sieg; durch wilde Extravaganz habe er seine Gefährten übertrumpft; und auf die Frage, ob ihn dies Leben befriedige, antwortet er: »O, es ist Kinderei, aber ich bin an Jahren ein Kind. Ich habe einige Zeit. Die Universität ist mir eine Schule des Handelns.«

Schule des Handelns, das sind geradezu die Schlüsselworte für den Entfaltungssüchtigen, dessen romanhafte Schilderung um so bemerkenswerter ist, als sie, geschrieben Jahrzehnte vor Bismarcks staatsmännischem Wirken, nicht unter dem Verdacht der Apologetik stehen kann. Ein solch geartetes Naturell ließ sich auch nicht in die Disziplin einer Offizierslaufbahn einzwängen. Davor schreckte Bismarck, seine mangelnde Eignung sicher einschätzend, stets zurück. Als seine Mutter Ende 1833 jene bohrende Frage an ihn richtete, ob er denn wirklich Neigung zum Studieren habe, hätte sie es gern gesehen, wie er seinem Bruder berichtete, wenn er »den blauen Rock anzöge und vor dem Halleschen Tor das Vaterland verteidigte«. Dieses massive An-sinnen der Eltern musste er noch einmal entschieden zurückweisen. »Nachdem ich dem zuletzt ziemlich kategorischen Drängen meiner Eltern, Soldat zu werden, mit siegreicher Festigkeit widerstanden hatte«, so heißt es im Brief an Scharlach, »setzte ich mich vermittelst angestrengter Arbeit, mit Hilfe der heiligen Jungfrau, in den Stand, den sehr achtungswerthen Charakter eines Rechtskandidaten mit dem eines kgl. Beamten, dh. Referendar beim Berliner Stadtgericht zu vertauschen.«

Wie viele Umwege Bismarck auch noch machen wird, um zu einem ihm gemäßen Platz und Ziel in der Gesellschaft zu gelangen, wie viele Möglichkeiten er auch erwägen und erproben mag, die der militärischen Laufbahn schließt er von vornherein aus – trotz aller späteren gegenteiligen Behauptungen, mit denen er vor Wilhelm, dem preußischen König und deutschen Kaiser, besonders gern aufwartete. Er, unter dessen Herrschaft sich später der preußisch-deutsche Militarismus entfalten sollte, widerstrebt innerlich und äußerlich dem militärischen Drill, erfüllte nur höchst ungern und immer so spät wie möglich seine militärischen Verpflichtungen. Bismarck liebte das Herrschen, aber nicht das Beherrschwerden, er sehnte sich nach Macht, sofern er sie handhaben konnte und sich ihr nicht unterwerfen musste.

Der äußere Ablauf der ersten zwei Jahre seiner praktischen Ausbildung als Beamter ist rasch notiert: Im März 1835 ließ er sich von der Berliner Universität exmatrikulieren; im Mai bestand er beim Kammergericht das erste juristische Examen und wurde wenige Tage danach als »Kammergerichts-Auskultator« mit Protokollarbeiten beschäftigt. Schon im Januar 1836 bat er den Regierungspräsidenten Adolf Heinrich Graf von Arnim-Boitzenburg um die Erlaubnis, das zum Übertritt von der Justiz zur Verwaltung nötige Examen in Aachen ablegen zu dürfen. Der dortige Regierungspräsident übersandte daraufhin bereits Mitte Februar Otto von Bismarck die von der Prüfungskommission ausgewählten Themen für die beiden vorgeschriebenen Probearbeiten, die sich – kurz gefasst – auf »die Natur und Zulässigkeit des Eides« und zum andern auf die »Sparsamkeit im Staatshaushalt« bezogen. Die von Bismarck ganz im Stile examenaktischer Zweckmäßigkeit geschriebenen Arbeiten erhielten das Prädikat »sehr gut« und »gelungen«. Es lohnt sich nicht, das Bismarckisch-Originelle herauszudestillieren. Die mündliche Prüfung erbrachte ebenso das Urteil »Sehr gut befähigt«, worauf Bismarck zum Regierungsreferendar befördert und Anfang Juli 1836 vereidigt wurde.

Äußerlich schien alles erfolgreich vonstatten zu gehen, aber schon auf dem Berliner Kammergericht war es Bismarck innerlich nicht wohl zumute. Da schrieb er an Freund Scharlach: »Mein Leben ist wirklich etwas kläglich, bei Lichte gesehen; am Tage treibe ich Studien, die mich nicht ansprechen, Abends affektiere ich in den Gesellschaften des Hofes und der Beamten ein Vergnügen, welches ich nicht Schulenburg genug bin zu empfinden oder zu suchen. Ich glaube schwerlich, daß mich die vollkommenste Erreichung des erstrebten Ziels, der längste Titel und der breiteste Orden in Deutschland, die staunenswertheste Vornehmheit, entschädigen wird für die körperlich und geistig eingeschrumpfte Brust, welche das Resultat dieses Lebens sein wird.« Das sind harte, fast verzweiflungsvolle Urteile eines jungen, entfaltungswilligen Menschen, der seiner Klage einen hoffnungsvollen Seufzer hinzusetzt: »Öfters regt sich noch der Wunsch, die Feder mit dem Pflug und die Mappe mit der Jagdtasche zu vertauschen; doch das bleibt mir ja immer noch übrig.« Tatsächlich versuchte Bismarck zunächst einen Ausweg eben nach Aachen und damit vom Justiz- in den Verwaltungsdienst.

### Ausbrechen aus der Enge

Bismarck fuhr im Frühsommer 1836 erstaunlich unbekümmert nach Aachen, wo ihn immerhin die mündliche Prüfung erwartete. Seine Reise ging keineswegs direkten Weges dorthin, sondern auf dem genussreichen Umweg über

Leipzig, Frankfurt, Wiesbaden, Rüdesheim und Binger Loch, auf dem Rhein »mit Dampf und a very strong english party« nach Köln und dann schließlich zum neuen Ort seiner Tätigkeiten und – Abenteuer. Dort angekommen empfing ihn der Aachener Regierungspräsident Graf Arnim-Boitzenburg, der ihm die nötigen juristischen Bücher gab, aus denen der Examenskandidat »in den 8 Tagen vor dem Examen noch büffelmäßig geochst« hat. Im preußischen und französischen Recht sei er scharf examiniert worden, berichtete er seinem Bruder. Er musste unvorbereitet lateinische und griechische Texte übersetzen, lateinisch sprechen und sich über Geschichte und philosophische Systeme auslassen. Das alles schaffte er mit glänzendem Erfolg; das Prüfungsprotokoll stellte seine vorzügliche Urteilskraft, Schnelligkeit der Auffassung und Gewandtheit im Ausdruck fest.

Im selben Brief an den Bruder schlug der junge Bismarck eines der Generalthemen der nächsten Jahre an: Sein exorbitanter Lebensstil zwingt ihn zum Schuldenmachen und zu Geldbetteleien. Mit einer ans Naive grenzenden Offenheit teilt er seinem Bruder mit: »Die Reise hat mir viel Vergnügen gemacht, aber auch viel Geld gekostet«; er rechnet ihm vor, was alles ihm zusätzliche und natürlich unerwartete Kosten verursacht habe, und kommt zu dem unabsehbaren Schluss: »Wenn man sich zu Hause nicht erweichen läßt, mir eine Gratification zukommen zu lassen, so sehe ich noch gar nicht ein, wie dies vernünftig ablaufen kann; denn ohne bares Geld hier zu leben, ist schlechthin unmöglich, und hier etwas zu erhalten, undenkbar: nous verrons.« Im Übrigen würde er sich langweilen »wie der Satan im Himmel«.

Vorerst mochte alles gut gehen. Den Eltern gegenüber konnte er die Geldforderung mit dem Hinweis auf ein überaus gutes Prüfungsergebnis verbinden, das den jungen Bismarck auch ins beste Licht bei seinem neuen Chef rückte – eben beim Grafen von Arnim-Boitzenburg, der als einer der reichsten Majoratsherren in der Mark zu den Spitzen der preußischen Aristokratie und Bürokratie gehörte. Er, der in seinem Aussehen und Auftreten mehr einem englischen Lord als einem märkischen Junker glich und als unnahbar galt, begünstigte den Regierungsreferendar Bismarck durch fördernde Aufmerksamkeit. »Ich mußte es schon im Sommer für eine Auszeichnung halten, daß ich der Einzige war, dem er zuweilen tête à tête seine Sünden vorhielt (er ist immer sehr gut unterrichtet, aber sehr vorurteilsfrei) und gute Ratschläge gab.« Darüber hinaus wurde Bismarck mit den verschiedenen Sparten der Verwaltung in racher Folge bekannt gemacht. Er wurde im Juli der Domänen- und Forstabteilung, im August dem Militär- und Kommunaldepartement gleichzeitig überwiesen, und zwar mit der Begründung, er werde »wegen Verfolgung der diplomatischen Laufbahn nicht wie die anderen Regierungsreferendarien die ganze Dauer der Referenda-



*Bernhard von Bismarck (rechts, 1810 – 1893) half seinem jüngeren Bruder Otto (links) mehr als einmal, so als dieser sich durch seinen gefährlichen Hang, mehr auszugeben, als er einnahm, arg verschuldet hatte. Nach großspurigen Champagner-Diners im Mondschein war Otto »arm am Beutel, krank am Herzen«.*

riatszeit hier zubringen«. Der Wunsch Bismarcks, Diplomat zu werden, war nicht mehr allein Gegenstand von Gesprächen mit Studienfreunden oder auf höherer Ebene mit dem Außenminister selbst, sondern auch in der Verwaltung bekannt, von ihr akzeptiert und in einer Art Ausbildungsplan berücksichtigt.

Der Start ließ nichts zu wünschen übrig, und alles war der gestalt vorgegeben, dass nichts hätte schieflaufen müssen und Bismarck wie sein befreundeter Altersgenosse von Savigny, der Sohn des großen Berliner Gelehrten und gleichfalls in Aachen ausgebildet, auf vorgezeichneter Bahn das diplomatische Examen ansteuern und erfolgreich hinter sich bringen können. Doch Bismarcks Naturell gestattete keine solche friktionsfreie Laufbahn; erstaunlich rasch geriet er in Konnexionen, die ihn zunächst einen gesellschaftlichen und persönlichen Höhenflug erträumen ließen, tatsächlich aber in neue Bedrängnisse brachten. Bereits am 10. August, fünf Wochen nach seiner Vereidigung, bekannte Otto seinem Bruder Bernhard, dass er in einem Grade verliebt sei, »zu dessen Bezeichnung die kühnste Hyperbel des Orients ein unzulängliches Maaß bleiben würde«. Es sind zwei Engländerinnen, »mit denen ich täglich diniere und denen es täglich mehr gelingt, meine Aufmerksamkeit mit den chef d'œuvres eines ausgezeichneten Koches zu teilen.« Seine jetzige Tischgesellschaft bestünde aus 17 Engländern, 2 Franzosen und »meiner Wenigkeit; oben am aristokratischen Ende sitzen wir, d. h. duke and duchess of Cleveland, dessen Nichte Miss Russel (hinreißend liebenswürdig), ... dann ein Schwanz von echten Britten, die mich sämtlich auf Commando lorgnettirten, als His grace of Cleveland zum ersten Mal um die Ehre bat, ein Glas Wein mit mir zu

nehmen und ich mit der mir eigentümlichen Würde und Eleganz eine halbe Gallone Sherry hinter meiner Binde verschwinden ließ.«

In diesem Aachen, damals noch Bäderstadt von europäischem Rang, genoss der aristokratische Referendarius aus den altpreußischen Regionen vieles in einem: exquisites Essen und Getränk; Flirt mit Engländerinnen, der zur Schwärmerei, ja Leidenschaft wurde; eine Tischgesellschaft, die ihm das Gefühl vermitteln mochte, aus der landjunkerlichen Enge in die Weite der hoch-aristokratischen Insel- und Weltmacht getreten zu sein. In diesem Gemütszustand hatte er nur Verachtung für die ihn umgebenden Rheinländer übrig: »Mit der eingeborenen Canaille gebe ich mich durchaus nicht ab, denn die Männer sind filzig und roh, ohne Erziehung und élévation d'âme, und die Weiber sind fett und kleinstädtisch und durchgängig mit ... étouffantem Geruch behaftet.« Diesem abschätzigen Urteil fügte er, in den Stil studentischer Renommiersucht verfallend, die Bemerkung hinzu: »Ich lebe daher lediglich mit Engländern und Franzosen, und ich finde durchschnittlich, daß die Natur den Weibern jener beiden Nationen ein treffenderes Urteil über die mir eigentümlichen Vorzüge verliehen hat als unsren Landsmänninnen.« Von Aachen ließ er nur »eine recht gute Oper« gelten, zumal er für eine Vorstellung ein Billett von »my friend the dorchess« erhielt. Der Dom mit seinen mittelalterlich-kaiserlichen Reminiszenzen wird in den Briefen nicht ein einziges Mal erwähnt.

Was Bismarck über die »eingeborene Canaille« – ein Kraftwort, das Bruder Bernhard in seinem Antwortbrief beifällig aufnahm – mit bösem Blick und scharfer Zunge schrieb, enthüllte nur einen Teil seiner Abwehrhaltung. Es kam ihm nicht in den Sinn, weder zu Beginn seines Aachener Aufenthalts noch nachher, sich für das zu interessieren, was sich in der rheinischen Bourgeoisie regte – auch nicht für jene schon damals aktiv werdenden Industriellen und Bankiers um David Hansemann, die mit einem konstitutionellen, monarchischen Preußen eine Reform des Deutschen Bundes anstrebten. Für den angehenden Diplomaten war unter dem Gesichtspunkt gesellschaftlicher Normen die Welt der englischen Hocharistokratie, nicht aber die des rheinischen Industriebürgertums Vergleichsmaßstab. Der junge Bismarck erhielt zwar äußerlich Einblick in die Fabrikwelt, aber innerlich machte sie keinen Eindruck auf ihn.

War der Brief von Anfang August 1836 noch im Ton des verliebten Lebemanns gehalten, so wurde Ottos nächstes Schreiben vom 30. September an Bruder Bernhard zu einer Beichte und einer Offenbarung. Er bekennt, dass er Lady Russel, angeblich die Nichte des Duke (Herzogs) von Cleveland, »so gut wie versprochen« sei. Doch bei aller leidenschaftlichen Neigung zu der schönen Engländerin und bei allem Hoffen auf Erfüllung seiner Lebenssehnen-

sucht nach Weite der gesellschaftlichen Welt, die er in der »haute volée von London« sieht, fühlt er sich recht bedrückt. Der »Umgang mit reichen Leuten«, so bekennt er dem Bruder, hat ihn veranlasst, »mehr auszugeben als gut war«. Die Bedürfnisse, die er nicht befriedigen konnte, verführten ihn dann zum Roulettespiel, auf das er sich mit verzweifelter Leidenschaft stürzte, hoffend, vielleicht damit seine Finanzen aufzubessern zu können. Vergebens – seine Spielverluste, Reue, Verdruss und die Notwendigkeit, dem Vater dieses »factum von so betrübender Natur« mitteilen zu müssen, bringen ihn an jenen gefährlichen Punkt, an dem er sogar mit dem Gedanken des Selbstmordes spielt: »... ich ... setzte mich zu diesem Behuf in den Besitz eines Stranges von gelber Seide, den ich mir pour la rareté du fait aufheben werde«; aus dieser Lebenskrise rettete ihn ein Sturz mit dem Pferde, die dadurch gegebene Nötigung zur Ruhe und schließlich die Lektüre von Ciceros »De officiis« und Spinozas »Ethik«.

Bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt Bismarck Spinoza. Man kann ihm glauben, wenn er in einem Friedrichsruher Tischgespräch des Jahres 1890 sagt, er habe sich von Hegel nur das angeeignet, was er für das Examen brauchte, während er Spinoza mit deutschen Hilfsbüchern im lateinischen Text studiert habe. Studieren hieß aber bei Bismarck kaum gründliches Auseinandersetzen mit einem System, sondern Aufnehmen solcher Grundgedanken, die seinem Naturell und seinen jeweiligen inneren Bedürfnissen entsprachen – etwa der Spinozistische Gedanke, dass Handeln gemäß der eigenen Natur als Freiheit erscheint und ein solches nur dann möglich sei, wenn sich der Mensch als Geschöpf und Teil der Natur begreife, einer pantheistisch gefassten Gott-Natur; »so hat auch das betrachtende Leben in der Natur mehr Einfluß auf mich gehabt als die Philosophie«, meinte Bismarck in dem erwähnten Tischgespräch. Seinem sozialen Selbstverständnis gemäß hielt er auch für erwähnenswert, dass Spinoza »ein aristokratischer Jude« gewesen sei, wie sich ja überhaupt die holländischen Juden vorwiegend aus dem portugiesischen Judenadel rekrutiert hätten. Was Bismarck von Ciceros »De officiis« übernommen haben mag? Müßig, darüber zu spekulieren, aber vielleicht hat die von ihm in den 1850er Jahren polemisch formulierte Amtsauffassung, über die noch zu sprechen sein wird, ihre Quelle auch in Ciceros Alterswerk.

Nach den krisenhaft aufgewühlten Tagen im Herbst 1836 hat ihn die Erde wieder. Heilsam empfindet Bismarck jetzt seinen neuerweckten Arbeitseifer, durch den er »das Vorgefallene auf Zeiten zu vergessen« sucht; aber das gelingt ihm nur »auf Zeiten«. Die Clevelands sind abgereist, wollen aber im nächsten Sommer wieder nach Aachen kommen. Bismarck ist tief beunruhigt und innerlich zerrissen. Es überfällt ihn das Gefühl der Reue, dass er

das Heiratsversprechen nicht definitiv gemacht habe; dann scheut er wieder vor einer ernsthaften Bindung zurück, nicht zuletzt wegen seiner prekären Finanzlage. Der Zustand des Verheiratetseins erscheint ihm in seinem Alter und seinen Verhältnissen monströs; es ist »peinlich«, wenn man einer reichen Frau gar nichts bringt als sehr große Aussichten.

Große Aussichten? Die Fragen der zukünftigen Karriere werden nun drängender für ihn. Gegen die Diplomatie, so bekennt er dem Bruder, spricht zunächst der »Mangel an Bekanntschaften mit den Leuten an der Spitze«. In demselben Brief ruft er besorgt aus: »Wenn mir nur Ancillon nicht einen Querstrich macht!«, und bittet den Bruder, in Erfahrung zu bringen, »wie Ancillon jetzt über Zulassung neuer Kandidaten denkt«, und ähnliches mehr. Bismarck spekuliert auch darüber, ob nicht Arnim (sein Aachener Vorgesetzter) Minister des Auswärtigen werden könne, »da Alvensleben jetzt definitiv Finanzier ist«. Der Herr Referendar wünscht Ancillon, der schon sein Alptraum geworden ist, zwar alles Gute, aber dieser könne »doch nicht ewig leben«. Arnims wiederum, den er schon als Ancillons möglichen Nachfolger ansieht, ist sich der junge Herr und Diplomatenaspirant auch nicht sicher. Seine Fähigkeiten wird Arnim mit scharfem und unbestechlichem Blick ohne Zweifel anerkennen; aber wird der Unbestechliche und stets gut Informierte die Spielbankaffären übersehen? Wird er den englischen Konnexionen, die ja zur großen Beunruhigung des Verliebten und Karrieresüchtigen noch gar nicht fest und endgültig geknüpft sind, das nötige Vertrauen schenken oder sie gar als einen personal- und staatspolitischen Gewinn betrachten, etwa im Sinne der bereits von Ancillon im Berliner Gespräch entwickelten Maximen?

All diese Zweifel drängen Bismarck noch zu anderen Kombinationen; er macht seinen Bruder auf Wilhelm von Bonin, den pommerschen Oberpräsidenten zu Stettin, aufmerksam: »Durch seine Verwandtschaft mit Kamptz, verbunden mit seiner eigenen Stellung, ist er vielleicht derjenige Präsident, dessen Protection (!!) die wirksamste sein würde auf die Länge; und bei unseren Verhältnissen würden wir ihm so nahe stehen können, wie irgend jemand. Ich glaube noch immer, daß ich mehr Aussicht unter seinen Auspizien haben würde als unter Ancillons.« Die hier erwogene Kombination Bonin-Kamptz als mögliches Protektorenpaar ist schon deswegen politisch und psychologisch interessant, weil der Quasi-Liberale Bismarck nicht davor zurückschreckte, sich unter Umständen Karl von Kamptz, einem der Demagogenverfolger und damaligen Justizminister für Gesetzesrevision, anzuvertrauen.

Wohin der junge Bismarck nur schauen mag, sei es eine mögliche Heirat, sei es die Frage nach dem künftigen Beruf, überall machen ihn seine finanziellen Verhältnisse unfrei. Gerührt und dankbar kann er schließlich am 2. November 1836 dem Bruder berichten, daß der Vater, ohne Vorwürfe zu

machen, geholfen hat. Das veranlasst ihn im Brief an den vermittelnden Bruder zu detaillierter Rechenschaft über die Verwendung von 200 Reichstalern, die ihn zwar aus ärgster Verlegenheit erlöst, aber seine Finanzen noch nicht sanieren konnten. Gleichwohl, er freut sich, jetzt zu einem guten Teil entlastet zu sein und wieder Lust und Kraft zum Arbeiten zu haben; im Winter will er durch Sparsamkeit noch einiges erübrigen. Nur mit dem Vorschlag, nach Stettin zu gehen, kann er sich nicht anfreunden: »... ich muß die Residenz oder das Land haben«, meint er. Zwischen diesen beiden Polen haben viele Bismarcks seit dem 17. Jahrhundert mehr oder weniger gependelt.

Die Dinge scheinen allmählich ins Lot zu kommen, da treffen ihn hart und unerwartet Neuigkeiten über die Herkunft seiner englischen Freundin, die diese noch immer erträumte Verbindung mit all ihren gesellschaftlichen Ambitionen abrupt zunichtemachen. Es ist der Brief vom 3. Dezember 1836, in dem er dem Bruder Enthüllungen macht – kaum zu verkraften für seinen Adelsstolz! Aus ganz unbefangener Quelle kam ihm zu Ohren, dass seine englische Angebetete weder die Nichte noch die illegitim geborene Tochter des Herzogs von Cleveland ist, sondern wahrscheinlich die Frucht eines zweifelhaften Gewerbes ihrer Mutter, die sich erst seit zwei Jahren in den reputierlichen Stand einer Duchess (Herzogin) versetzen konnte. Das ist zu viel für den standesbewussten Bismarck. Die empfindliche Verletzung seiner Gefühle und die Befürchtung, seine Neigungen seien manipuliert worden, bringen ihn zu ebenso spontanen wie jugendlich-ergrimmten Reaktionen gegen die angebliche Trunkenheit der Liebe. Die tiefe Missstimmung, die ihn jetzt befällt, röhrt vor allem daher, dass ihm »der Gedanke sehr fatal« ist, »gleich einem Bären am Honig, wohlbedächtig eingefangen zu werden«. Nichts könnte seinen unbändigen Stolz, der nicht die mindeste Nichtachtung erträgt, tiefer treffen, als vielleicht dem Eigentümer einer Lorgnette mit der Bemerkung gezeigt zu werden: »... look there that tall monster, that is the silly german baron, whom they have caught in the woods, with his pipe and his seal-ring.«

Angesichts der stets übersensiblen Reaktionen Otto von Bismarcks selbst auf geringfügige Antastungen seines Selbstgefühls ist eines klar: Diese sarkastische Selbstverspottung zeigt das unwiderrufliche Ende einer Liaison an. Was er später, etwas ruhiger geworden, noch darüber schreibt, sind nur noch Reflexionen über eine abgetane Episode in seinem Leben, mehr abgetan auf jeden Fall als die Finanzsorgen, die ihn noch ein gutes Stück Weges begleiten werden. Und während die Gläubiger, wie er feststellt, aus der Erde wachsen »wie Nachtwächter bei der Notpfeife«, konstatiert er noch einmal grollend: Die meisten Forderungen, von »Schuster, Schneider, Wirtshaus, Kutscher, alten Darlehen und Spielschulden« herrührend, »tragen ein Datum aus der Zeit der Anwesenheit Clevelands (noch eine der vielen Vorzüge des Verliebt-